Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur

Zweiter Jahrgang / Nummer 50 / Berlin, 11. Dezember 1908

Verwirklichung heißt die Losung!/Von Gustav Landauer

Vom Kaiser hat der Hofbericht gemeldet, daß er sich erkältet hat und das Bett hüten muß. Darüber hinausgehend wird erzählt, er befinde sich seelisch nach der Aufregung der letzten Zeit in einem Zustand ernster Depression; sein Gemüt sei bedrückt, und er klage über die Verkennung und ungerechte Beurteilung, die er sich gefallen lassen müsse, ohne daß er Freunde habe, deren Stimme Gewicht genug besitze, ihn zu verteidigen.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Monarch zurzeit in solche Stimmung verfallen ist, zu der er schon immer in manchen Perioden disponiert war. Aber wenn man nun sich den Erinnerungen an frühere Momente seiner langen Regierungszeit überläßt, sieht man doch, daß wir langsam — ach, wie langsam! — aber daß wir doch vorwärts kommen, und daß wir die Vorfälle, an denen wir jetzt halten — noch sind sie nicht vorbei! — als einen tüchtigen Ruck nach vorne auffassen und weiter treiben dürfen. Das wäre heute nicht möglich, nicht zu erwarten, daß er aus Anlaß der jetzt so ungleich heftigeren und allgemeineren Angriffe gegen ihn, und aus der Stimmung heraus, verkannt zu sein, Worte spräche, wie er sie am 20. Februar 1891 im Brandenburgischen Provinziallandtag geredet hat: „Ich weiß sehr wohl, daß es in der Jetztzeit versucht wird, die Gemüter zu ängstigen. Es schleicht der Geist des Ungehorsams durch das Land; gehüllt in schillernd verführerisches Gewand, versucht er die Gemüter Meines Volkes und die Mir ergebenen Männer zu verwirren; eines Ozeans von Druckerschwärze und Papier bedient er sich, um die Wege zu verschleiern, die klar zu Tage liegen und liegen müssen für jedermann, der Mich und Meine Prinzipien kennt. Ich lasse Mich dadurch nicht beirren. Es mag Meinem Herzen wohl wehe tun, zu sehen, wie verkannt die Ziele sind, die Ich verfolge; aber Ich hege das Vertrauen, daß alle diejenigen, die monarchisch gesonnen sind, die es gut mit Mir meinen, und daß vor allen Dingen die brandenburgischen Männer nicht einen Augenblick wankend geworden sind und nie gezweifelt haben an dem, was Ich tat."

Solche Tonart haben wir diesmal nicht gehört und, wenn alle ihre Schuldigkeit tun, nicht zu gewärtigen. Wohl sagt der Kaiser, mit ähnlichem Wortlaut wie damals, auch jetzt in der Erklärung, zu der ihn der offenbar sehr suggestive Einfluß der Erregung des Auslandes, des Volks und vor allem Bülows vermocht hat, er werde sich „nicht beirren" lassen. Aber in dem geschickten Wortlaut, den Bülow diesem Versprechen ans Volk, daß es anders werden soll, gegeben hat, kommt das recht schüchtern heraus. Machen wir doch die dumme Taktik nicht mit — alles Unwahre ist dumm — fortwährend zu sagen, es sei nichts geschehen, es sei nichts erreicht. Erklären wir vielmehr: für die, die eingeweiht sind, steht es offenbar viel ernster, als die Außenstehenden heute noch glauben, und ihre Erregung, vielleicht auch ihre Entschlossenheit ist größer als die der Parlamentarier und Journalisten. Die Journalisten hatten schon wieder genug von der Sache, fürchteten, den lieben Lesern könnte die Geschichte schon langweilig werden, und sahen sich zur Abwechselung nach einer unpolitischen Sensation um. Da fuhr Bülow nach Potsdam und brachte ein feierliches Versprechen mit: Stetigkeit der Politik; Wahrung der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeiten. Daß Bülow eine schonende

und rücksichtsvolle Form gefunden hat, war Vorbedingung. Dann hat Bülow den Kaiser dazu gebracht, daß er zum Jubiläum der Selbstverwaltung der Stadtmunizipien ins Berliner Rathaus ging und eine geschickte Rede verlas, die er aus der Hand des Kanzlers entgegennahm. Ein Versprechen und eine Manifestation: so soll's gehalten werden. Weiter; um dieselbe Zeit hielt Bülow seine Rede, in der er Necker nacheiferte und den Zustand des Finanzelends des Reiches in den stärksten Farben schilderte. Weiter; auch denen gegenüber, die nicht aus politischen, sondern aus allgemein kulturellen Gründen aufbegehrt hatten, den Künstlern und Kunstfreunden gegenüber brachte Bülow einen demonstrativen Rückzug zuwege: Tschudi bleibt.

Es ist traurig, aber es scheint kein Zweifel mehr erlaubt: nicht die Parlamentarier und die Journalisten, die so tun möchten, als seien sie die Führer einer entschiedenen Volksbewegung, sind an der Spitze dieser seltsamen Umwälzung, sondern Fürst Bülow und die, die ihm Halt geben, das sind die Regierungen der deutschen Bundesstaaten. Die wissen mehr und die wollen mehr als das Volk der Parlamentsredner, Zeitungsschreiber und Zeitungsleser. Die sagen deutlich genug, auch jetzt wieder in ihrer ernsten, schwer würdevollen Haltung in der Verfassungsdebatte: Treibt uns nur weiter, wir warten auf euch, wir brauchen euch, seid eine entschlossene, überwältigende Mehrheit; schiebt uns, gebt uns Halt!

Der Kaiser hat unter dem Einfluß des Kanzlers, wenn nicht seiner Natur, so doch den Anschauungen und Gewöhnungen langer Jahre Gewalt angetan; und niemand kann sagen, ob er sich nicht bald dazu gebracht hat, zu seinem und des Reiches Nutzen, die Wege Ludwigs XVI. zu gehen: die Wege, die Ludwig XVI., als Männer wie Necker und Mirabeau ihn berieten, im friedlichen Anfang der großen französischen Umwälzung zu gehen sich zumutete. Wege, auf deren Scheitelpunkt er seinem Volke die Worte sagte: „Was liegt daran, daß meine Autorität leidet, wenn nur mein Volk glücklich ist!" Damals war er entschlossen, „seinem" Volke eine Konstitution zu geben und damit eine Republik, deren lebenslänglicher Präsident er gewesen wäre. Es kommt hier nicht in Betracht, daß es dann über seine Kraft ging, daß er entgegengesetzte Wege einschlug, die die Republik nicht aufhalten konnten, und dann in der Verzweiflung gar Wege des Landesverrats, den kein Minister für ihn verantworten konnte.

Es gibt nicht den geringsten Grund, für die Ziele, die man sich fürs deutsche Volk steckt, das Wort Republik zu vermeiden; wohl aber gibt es gute Gründe, es anzuwenden. Der Grund, den viele haben und kaum einer bekennt, Furcht nämlich vor einer gewissen Bestimmung des Gesetzes, ist der lächerlichste von allen. Ziele können nie hochverräterisch sein, nur Mittel können es sein. Es gibt kein Ziel, das nicht auf verfassungsmäßigem und legalem Wege zu erreichen ist; die Verfassung enthält die Mittel, wie die Verfassung und Gesetze zu ändern sind. Und es gibt keinen Vernünftigen und Ehrbaren, der nicht sein Ziel auf den Wegen des Friedens erreichen will, solange die Möglichkeit gegeben ist. Die Bewegung, die jetzt eingesetzt hat, gibt durchaus die Möglichkeit, im Rahmen verfassungsmäßiger Sicherheit zu dem Zustand zu schreiten, der hier Republik genannt wird, wie er seit dem 16. Jahrhundert in den Kämpfen, die für uns noch nicht zu Ende sind, so geheißen hat. Republiken sind in diesem Sinne England, Frankreich, Italien, die Schweiz, Ungarn, die Vereinigten Staaten. Ob sie ihren konstitutionellen König haben oder nicht, ist von untergeordneter Bedeutung. Sie sind im Gegensatz zu Rußland und dem Deutschen Reich Freistaaten. Sie sind Republiken und sind darum in der Welt voran: Preußen-Deutschland ist ein unleidliches, unangenehm wirkendes Zwitterding; die politischen Zustände stehen in peinlichem Gegensatz zur übrigen geistigen Bedeutung des Volkes, und darum, jawohl, darum ist es in der Welt hintendran, wird mehr und mehr isoliert und fühlt sich verlassen und eingekreist. Mit Rußland steht es anders; man hat Nachsicht und Geduld mit seiner Jugend, seiner Mischung aus Barbarei und Zivilisationstünche; man läßt es gelten als ein großes, schweres Kind, das langsam nachkommt; man verkehrt respektvoll

mit seinen vorzüglichen Diplomaten, unterstützt aber dabei ganz unverhohlen die russischen Revolutionäre, wo es irgend geht, selbst wenn man, wie Frankreich, mit dem offiziellen Rußland verbündet ist. Uns aber will man so, wie wir sind, nicht mehr haben; die andern haben allesamt Zivilisation und Gesittung und Klugheit genug, ihre Unkulturwünsche friedlich zu erfüllen und die Erde unter sich zu teilen; was soll dazwischen der plumpe Ritter mit der schweren Rüstung, der immer mit dem Schwert fuchtelt und zu den ungeeignetsten Zeiten und an den unmöglichsten Plätzen dazwischen schreit: „Mir auch was! Mir auch was!" Was soll ein Volk zwischen diesen Freistaaten, das in diesen Jahrhunderten der Welt tiefe Denker, harmonische Weise, den unsagbaren Reichtum und die Tiefe der Musik gegeben hat, und das doch immer noch wie aus dem Schlafe erwacht, wenn es in der Zeitung liest, „es", nämlich seine Regierenden, auf die es keinen Einfluß hat, hätten wieder einmal dem oder jenem Staat auf die Hühneraugen getreten? Die gar nicht genug zu sagende Unbeliebtheit des Deutschen im Ausland kommt daher: wir sind ein unberechenbares Volk, weil wir folgsam sind, weil wir nicht Volk, sondern Gefolge sind. Die Ausländer wissen, daß ein paar Millionen Deutsche bereit wären, sofort über sie herzufallen, wenn es einmal ein paar Regierenden belieben sollte, es zu befehlen. Es fehlt also den Ausländern die Sicherheit, die sie untereinander bis zu weitaus höherem Grade haben: die Oeffentlichkeit, die Kontrollierbarkeit, die Berechenbarkeit der Zustände. Was die Geschicke, die Entschließungen, die Taten dieses ungeheuren deutschen Volkes lenkt, ist ein geheimes Konventikel, sind einige wenige Regierende, die für die Befürchtungen der Ausländer unberechenbar sind, die, theoretisch gesprochen, auch für uns gewiß unberechenbar sind. Was jetzt den ungeheuren Aufruhr im Ausland verursacht hat, einen Aufruhr, ohne den es nie zu einer tiefgehenden Bewegung in Deutschland selbst hätte kommen können, das ist die Tatsache, die man immer schon gefürchtet hatte, die aber sich noch nie vorher mit solcher fast blendenden Deutlichkeit gezeigt hatte: daß nicht nur unsere Zustände die Marke der Unberechenbarkeit an sich tragen, sondern daß infolge dieser unsrer Zustände jetzt gerade ein einzelner von entscheidendstem Einfluß auf unser Schicksal und unser Handeln ist, der persönlich den Eindruck der Unberechenbarkeit machen mußte.

Es hat sich nun also gezeigt, daß der Kaiser, vor allem unter Bülows Einwirkung, entschlossen scheint, diese Befürchtungen, im letzten Moment beinahe, zu zerstreuen, soweit es an ihm liegt: er hat Vorsätze gefaßt, er hat — wir müssen es so deuten — Versprechungen gegeben. Das soll anerkannt werden; wer weiß, ob es ihn nicht eine fast übermenschliche Ueberwindung gekostet hat, ihn, der den Glauben an sein Gottesgnadentum so oft ausgesprochen hat!

Bleibt aber noch die Unberechenbarkeit der Zustände; bleibt die Unfreiheit im Innern. Wie sieht diese innere Unfreiheit dem Ausländer aus? In welcher Gestalt erblickt er sie? Unsere innere Unfreiheit, unsere Zurückgebliebenheit strahlt nach außen aus unserer Rüstung hervor. Unsere Unfreiheit wirkt nach außen als Ungeschliffenheit, als Roheit; wir machen den Eindruck eines tölpligen Riesenbengels, der nicht weiß, was er will, dieses Nichtwollen aber mit einer schweren Keule verteidigt und so als gewaltsam und angriffslustig erscheint. Bismarck hat seinem Volk und damit allen andern Völkern die furchtbare Rüstung auferlegt, weil er behaupten wollte, was da war: das Reich und die eroberten Provinzen. Ist denn eine Möglichkeit und eine Notwendigkeit, daß dieser Kriegszustand so weiter geht? Wären denn nicht längst Möglichkeiten in Hülle und Fülle gewesen zur Verständigung? Ist auch nur eine gesucht, ist eine benutzt worden? Das fragt man uns; aber wie können wir antworten, da wir so gut wie nichts wissen und so gut wie keinen Einfluß haben auf das, was wir selber tun oder lassen! Sicher ist nur, daß dieser Zustand der immer zunehmenden Rüstungen den anderen Völkern mehr und mehr unerträglich geworden ist. Sicher ist, daß sie alle andere Allüren haben als wir. Von der Friedensbewegung der Regierenden hat sich gerade wieder Deutschland abseits gehalten. Auch Kaiser und Könige und Präsidenten

haben ihren persönlichen Einfluß aufgeboten, um neuen Methoden der Politik Eingang zu verschaffen: lassen wir Nikolaus beiseite, der ein Kapitel für sich ist, so doch sicher der König von England und Roosevelt. Auch hier wieder hat sich der Repräsentant des Deutschen Reiches auf die Seite der Methode gestellt, die jene Völker und Politiker für veraltet halten. Ich weiß, daß im Ausland vielfach gesagt wird: der schwerste Sieg, den Bülow über den Kaiser davongetragen habe, sei nicht des Kaisers Versprechen gewesen und nicht sein Ertragen dessen, was Bülow im Reichstag gesagt und geschwiegen hat, sondern seine Zustimmung zu der schiedsgerichtlichen Einigung im Casablancastreit ohne vorhergehende Entschuldigung der französischen Regierung. Ob das so ist, können wir nicht wissen; was wissen wir denn überhaupt? Wir wissen freilich, daß Reden und Haltung unserer Vertreter im Haag und manches andere Wort diesen Eindruck machen mußten, als ob wir — natürlich immer wir sind es, wir Volk, was jene andern tun! —, als ob wir über die neuen Methoden mit hochgemuter Geringschätzung die Achsel zuckten.

Daß wir nun seit so langer Zeit den Frieden gehalten haben, mildert den Eindruck im Ausland, das die Rüstungen fast nicht mehr erträgt, durchaus nicht, sondern verschlimmert ihn. Sie haben die Meinung von uns, daß wir mit dem Feuer spielen, oft genug hört man es von den Ausländern, wie sie uns beurteilen: ihr seid frech, sagen sie uns, ihr Deutschen; man merkt euch an, daß ihr gar zu gerne Brand stiften möchtet; aber im letzten Augenblick traut ihr euch immer nicht und weicht zurück. Es ist wahr und nicht zu leugnen: wir machen den Eindruck zugleich des Provozierenden und des Feigen, vor allem aber des gänzlich Unzuverlässigen und — wiederum! — des Unberechenbaren. Was hilft es uns, daß dieser Eindruck nun freilich falsch ist? In der Politik ist der Schein eine Wirklichkeit.

Und nun sind wir wieder bei dem Wort Fichtes; man erinnert sich vielleicht, daß hier gesagt war, es sei davon weiter auszugehen, und es soll wiederholt werden: „Jeder, der sich für einen Herrn andrer hält, ist selbst ein Sklave. Ist er es auch nicht immer wirklich, so hat er doch sicher eine Sklavenseele, und vor dem ersten Stärkeren, der ihn unterjocht, wird er niederträchtig kriechen. — Nur derjenige ist frei, der alles um sich herum frei machen will und durch einen gewissen Einfluß, dessen Ursache man nicht immer bemerkt hat, wirklich frei macht. Unter seinem Auge atmen wir freier: wir fühlen uns durch nichts gepreßt und zurückgehalten und eingeengt; wir fühlen eine ungewohnte Lust, alles zu sein und zu tun, was nicht die Achtung für uns selbst verbietet."

Es ist die Aufgabe des deutschen Volkes, Freiheit zu schaffen, alles um uns herum dadurch zu befreien, daß wir Freie sind. Zu befreien vor allem die andern Völker von der unerträglichen Last der unsäglichen Rüstungen. England, das Volk der Kaufleute und damit der zivilisierten Methoden der Unkultur, will sich diese Last, die schon für die nächste Zukunft noch Schwereres fordert, nicht gefallen lassen; wir haben Winke genug bekommen, peinliche und deutliche erst in der allerletzten Zeit. Und so überall. Kaum haben wir, hat alle Welt die Meinung des Kaisers mit Staunen vernommen, wir brauchten eine immer stärkere Flotte, um uns für die Auseinandersetzungen vorzubereiten, die im Stillen Ozean, gegen Japan und China, nötig wären, da hören wir, daß sich die Vereinigten Staaten und Japan, vorerst die entscheidenden Länder des Stillen Ozeans, über ihre Interessen friedlich, schiedlich verständigt haben. Kaum haben wir aller Welt erzählt, wir gingen mit Oesterreich durch dick und dünn der Balkanhändel, so reißt Italien die Geduld, und es tritt aus dem Dreibund de facto aus (das ist nun ganz unvermeidlich geworden).

Vor der Verachtung und dem Haß des Auslands kann uns nur retten, daß wir die Freiheit um uns verbreiten, daß wir, die wir ohne Frage mit dieser Methode des Volks in Waffen begonnen haben, mit entscheidenden und bestimmten Vorschlägen zur Befreiung von den Rüstungen hervortreten.

Freiheit und Gesittung, Aufatmen und Vertrauen um uns herum können wir nur schaffen, wenn wir selbst so frei sind, frei zu sein.

Was unsere Parlamentarier zurzeit mit ihren Verfassungs- und Geschäftsordnungsdebatten tun, ist eine beschämende Winzigkeit und ist ein falscher Weg. Besonders, weil man gar nicht sich enthalten kann, den Eindruck zu bekommen, es handle sich nur um Scheingefechte. um die Meinung zu erregen, es geschehe etwas. Diesen Leuten ist nämlich das Gefühl ihrer Nichtigkeit und Irrelevanz nicht mehr auszutreiben. Verfassungsänderungen erlangt man, wenn man die schon bestehenden Verfassungsmöglichkeiten bis zum äußersten anspannt. Eine Verfassungsänderung schafft man, indem man die verfassungsmäßige Unmöglichkeit des Weiterregierens auf den bisherigen Wegen schafft. Eine Verfassungsänderung auf parlamentarischem Wege wird erlangt durch den Konflikt. Der Einfluß darauf, daß man Europa die zivilisierte Methode der internationalen Verständigung schafft, wird dadurch erlangt, daß man den Militäretat ablehnt, und das wäre auch die beste, das ist die einzig mögliche Finanzreform.

Dann wäre der Konflikt da und die Auflösung des Reichstags, und das Volk hätte zu sprechen.

Dahin aber müßte es in der Situation, in der wir sind, kommen. Und vor allem würde jedes einzelne Mitglied des Reichstags mit jedem Tage mehr fühlen: wir als Gesamtheit sind nicht die rechten Männer für diesen Zeitpunkt.

Für die große Wiederaufrichtung des deutschen Volkes tut unter anderem auch ein neues Parlament not, das unter dieser Losung gewählt wird.

Werden die Volksvertreter das merken und danach handeln? Unwahrscheinlich. Wird Bülow es einsehen und demnach vorgehen? Viel eher möglich, aber noch nicht wahrscheinlich. Wird es trotzdem aber bald dazu kommen, kommen müssen? Fast sicher.

Was aber ist zu dieser Wiederaufrichtung des Volkes zu tun? Wohin sind seine Interessen, seine Gedanken, seine Gefühle, seine Energien zu lenken? Darüber erbitte ich mir ein nächstes Mal das Wort. Denn viel ist noch zu sagen; und es wird sich herausstellen, daß manche Stellung, die ich hier einzunehmen für unumgänglich hielt, nur eine provisorische war. Die Standpunkte, die ich hier vertrat, sind vielfach gar nicht die meinigen. Doktrinäre wollen wir, wenn's denn sein muß, ein andermal sein; jetzt gilt es zu handeln. Die Stufen, die man im Geiste längst hinter sich gelassen hat, sollen jetzt in Wirklichkeit überschritten werden. Verwirklichung! Das ist die Losung. Ihr Abseitigen, ihr Dichter, ihr Unpolitischen aus Kultur, ihr, die ihr in den Landen der Schönheit lebt, heran zu unserm Bunde! Es gilt, stark zu verwirklichen, was ihr, schwächlich oder stark, lange genug nun geträumt oder nur im Gefühl eures Ekels gehabt habt.

Eine Beichte / Roman von Maxim Gorki

Fortsetzung

Der Pilger

Einst lag ich am Waldrande, hatte ein Feuer angemacht und kochte mir Wasser zum Tee. Es war Mittag, die Sonne brannte heiß, die Luft war von dem öligen, starken Harzduft der Bäume angefüllt, und ich atmete schwer. Selbst die Vögel fühlten die Hitze — tief im Walde hatten sie sich versteckt.

Plötzlich kommt ein Mensch auf mich zu und singt mit hoher, zitternder Stimme. Ich horche auf. Ein Pilger ists, ein kleines Männchen in weißem Priesterrock, den Teekessel am Gürtel, auf den Rücken den Ranzen aus Kalbleder und ein Kochgeschirr. Munter kommt er daher, nickt mir von weitem mit dem Kopfe zu und schmunzelt. Ein ganz gewöhnlicher Pilgersmann ists, wie es so viele gibt. Plagegeister! Die Pilgerschaft ist ihnen nur ein Handwerk, das sie satt macht, im übrigen sind sie grob und unwissend, lügen das Blaue vom Himmel herunter, lieben den Branntwein, und lassen fremdes Gut nicht ungern mitgehen.

Er kam an mich heran, lüftete sein Käppchen und schüttelte den Kopf. Seine Schläfenadern begannen so sonderbar zu zucken, und wie ein Star schwatzte er drauf los:

„Friede sei mit dir, du Menschenkind! Ist das ne Hitze — zweiundzwanzig Grad heißer als in der Hölle!“

„Bist du schon lange weg von dort?“

„Seit sechshundert Jahren.“

Seine Stimme klingt frisch und munter, das Köpfchen ist klein, die Stirn hoch, das Gesicht mit feinen Runzeln wie mit Spinngewebe bedeckt, das Bärtchen ist so sauber und weiß, und die braunen Augen glänzen goldig wie bei einem jungen Burschen.

Er redet und redet immer weiter:

„Der Ural — haha! Ist das eine Pracht! Ein großer Meister ist unser Herrgott in der Ausschmückung der Erde — wie schön er all die Wälder, die Flüsse und Berge verteilt hat!“

Er legt sein Wanderzeug ab, dreht und wendet sich dabei so lebhaft wie ein junger Bock, und wie er sieht, daß das Wasser in meinem Kessel kocht, nimmt er ihn gleich vom Feuer und fragt wie ein alter Kamerad:

„Soll ich von meinem Tee einschütten, oder willst du von deinem trinken?“

Ich hatte noch nicht Zeit gefunden, ihm zu antworten, und er hat die Frage schon entschieden.

„Komm, wir wollen von meinem trinken, 's ist eine gute Sorte, eine Kaufmannsfrau hat ihn mir geschenkt, sehr teurer Tee!“

Ich muß über ihn lachen:

„Ein richtiger Ziegenbock bist du!“

„Was schadet's! Die Hitze hat mich 'n bißchen mitgenommen, aber wart nur, wenn ich erst ausgeruht habe — dann will ich dir die Runzeln schon wegbringen!“

Der Alte spricht und spricht. Er ist immer lustig. Sie unterhalten sich über den Glauben. Schließlich fragt Matwjej:

„Warum gehst du immer so um Gott herum?“

Er schaut mich an, zieht die Brauen hoch:

„Aber, mein Lieber, ich rede doch die ganze Zeit von ihm! Fühlst du das nicht?“

„Wer ist denn der Gott, der die Wunder wirkt? Ist er unser Vater oder der Sohn unseres Geistes?“

Ich zuckte zusammen und sah mich um, denn es ward mir ängstlich zumute: Wahnsinn schien aus dem Alten zu sprechen. Ringsum lagern schwarze Schatten und lauschen, und vom Walde her lassen sich Geräusche vernehmen, übertönen das leise Knistern der Kohlen, das sanfte Rauschen des Baches. Ich hätte gleichfalls niederknieen mögen. Er aber spricht laut, als ob er mit jemand stritte.

„Nicht durch die Schwäche der Menschen war Gott geschaffen, — nein — sondern durch den Ueberfluß an Kräften, und nicht außer uns lebt er, sondern in uns! Aber, beängstigt durch die Fragen des Geistes, holten die Menschen ihn heraus aus unserm Innern, und setzten ihn über uns, um unsern Stolz zu bändigen, der von der Beschränkung unseres Willens nie etwas wissen wollte. Sie haben die Kraft in Schwäche verkehrt, haben mit Gewalt das Wachstum der Kraft gehemmt. Gar zu eilig wurden die Bilder der Vollkommenheit geschaffen — das bringt uns Schaden und Qual. In zwei Lager zerfallen die Menschen, die einen sind ewige Gottesschöpfer, die andern für immer Sklaven des zwingenden Dranges, über jene, wie über die ganze Erde, zu herrschen. Diese Herrschaft haben sie an sich gerissen und dazu benützt, das Sein Gottes außerhalb der Menschen zu befestigen — eines Gottes, der der Feind der Menschen, der Richter und Gebieter der Erde ist. Entstellt haben sie das Bild der Seele Christi, verfälscht sein Gebot — denn in Wahrheit war Christus gegen sie, gegen die Herrschaft des Menschen über seinesgleichen!“

Sein Gesicht hat etwas so feiertägliches, und ganz trunken und hingerissen ist er von hellem Frohlocken.

„Aber die Gottesbildner leben noch, sterben nicht so bald, und wiederum sind sie eifrig dabei, insgeheim einen neuen Gott zu schaffen, einen Gott der Schönheit und Weisheit, der Gerechtigkeit und Liebe!“

Ich denke: „Wenn es wahr ist, daß der Teufel die Menschen mit lockenden Reden versucht? Wenn dieser Alte da nur die Schlingen knüpft, um mich in das Netz der ärgsten Sünde zu locken?“

„Hör, wer sind denn diese Gottschöpfer. Und wer ist der Herr, den du erwartest?“

Er lächelte sanft wie eine Frau:

„Der Gottschöpfer — ist das Volk! das ungezählte, gemeine Volk! dieser heilige Märtyrer, der größer ist als alle jene, welche die Kirche lobpreist — es ist der Gott, der die Wunder wirkt. Das unsterbliche Volk — seinem Geiste glaube ich, seine Macht bekenne ich, es ist der einzige unzweifelhafte Ursprung des Lebens, es ist der Vater aller früheren und zukünftigen Götter!“

„Sprichst du etwa von den Bauern?“

Er antwortet laut, in gewichtigem Tone:

„Ja, von dem ganzen arbeitenden Volke der Erde, von seiner gemeinsamen Kraft, der einzigen und ewigen Quelle der Gotterschaffung! Sieh, wie der Wille des Volkes erwacht, wie das große, gewaltsam getrennte sich eint: schon suchen viele die Möglichkeit, alle Kräfte der Erde zu einer einzigen zu vereinen — und aus der bildet sich dann, herrlich und schön, der allumfassende Gott der Erde!“

Schluß folgt

Die Memoiren einer Tänzerin

Loïe Fuller hat ihre Memoiren geschrieben. Sie sind bei Félix Juven in Paris erschienen und werden auch deutsch zu lesen sein. Es fehlt nicht das Vorwort des berühmten Mannes. Diesmal ist es Anatole France, der so liebenswürdig war, ein höfliches Geleitwort zu schreiben, woraus wir erfahren, daß Miß Loïe Fuller „eine amerikanische Dame mit kleinen Zügen und blauen Augen ist, blau wie ein Wasser, das einen blassen Himmel spiegelt, ein wenig dick, ruhig, lächelnd, fein“. Er hat sie gute Bemerkungen über Curie, Frau Curie, Auguste Rodin und andere Genies machen hören, über instinktive sowohl wie über bewußte Genies. „Sie besitzt, ohne es vielleicht zu wissen, ein ganzes Lehrgebäude von Kenntnissen und eine fertige Philosophie der Kunst.“

Aber am liebsten unterhält sie sich metaphysisch — hören wir. Sie sucht das „Göttliche“. Sie ist sehr religiös, voll seelischen Scharfblicks und ewiger Sorge um die Bestimmung des Menschen. Auf alle möglichen Arten und Weisen hat sie France über Ursprung und Ende der Dinge ausgeforscht. Natürlich konnte keine seiner Antworten sie befriedigen. „Immerhin begegnete sie meinen Zweifeln ruhig, voll Würde, und lächelte dem Abgrund zu.“

France schließt seine kleine Conférence mit den Worten: „Welch seltenes Abenteuer! Man bewundert von weitem, wie im Traum, eine luftige Gestalt, der Grazie der Tänzerinnen vergleichbar, die man auf den pompejanischen Gemälden von leichten Schleiern umweht dahinschweben sieht. Eines Tages trifft man diese Erscheinung im wirklichen Leben, erloschen und verborgen unter diesen dichteren Geweben, worin die Sterblichen sich einhüllen, und man sieht, daß sie ein geistreicher und hochherziger Mensch ist, ein wenig mystisch, ein wenig Philosoph, religiös, sehr erhaben, sehr fröhlich und sehr edel.“

Und dann beginnt Miß Loïe Fuller zu erzählen, wie sie zum erstenmal öffentlich auftrat: im Alter von zweieinhalb Jahren, im Chicago Progressive Lyceum, wo sie unvermutet auf das Podium hinaufkletterte und kniend ihr gewohntes Abendgebet zum besten gab.

Sie hatte Erfolg. Das nächste Mal trug sie ein Gedicht vor. Sie wurde der kleine Star des Chicago Progressive Lyceum. Von da an hat sie nicht mehr aufgehört, öffentlich aufzutreten. Nur ihr Programm wechselte: zuerst, als sie in lange Röcke gesteckt wurde und sich darin als Schauspielerin Ruhm erwarb. Dann, als sie die langen Röcke

zu großen Schleiern erweiterte, die sie wie Blüten und Flammen umwehten und in Seide wie mit Asche zudeckten — als sie den Serpentintanz erfand.. Eine richtige Erfindung, vom Zufall geboren, von einer großen Intelligenz ausgenützt; Miß Loïe Fuller stand — soweit ich nachrechnen konnte — im achtzehnten Lebensjahr. Es war in New York, anno Domini 1890. Dieser historische Moment muß genau beschrieben werden.

Die Aventure beginnt in London mit einem Abendessen, bei dem Miß Fuller zwischen zwei englischen Offizieren sitzt, die am andern Tag zu ihren Regimentern nach Indien zurückkehren. Sie sind schüchtern. Miß Fuller hält *sie* für unnahbar und *sich* für schüchtern. Endlich wagt sie einige Worte, die freudig, aber immer noch sehr schüchtern erwidert werden. Darauf wird die Tafel aufgehoben. Miß Fuller erinnert sich erst später, daß einer der Offiziere sie nach ihrer Adresse gefragt hat.

Einige Zeit später kommt eine kleine Kiste an, aus Indien. Sie enthält einen seltsam geformten Rock aus ganz leichter, weißer Seide, sonst nichts: keine Karte, kein Wort. Loïe war entzückt und vergrub die Schatulle in einem ihrer Koffer. Nach einigen Wochen, in New York fand sie die kleine Kostbarkeit im Grund ihres Kleiderschrankes, als sie verzweifelt nach einem Kostüm für eine neue Rolle suchte, die man ihr plötzlich (und ohne Zuschuß für neue Anschaffungen) zugeschoben hatte.. Das war der Zufall.

In ihrem Hindurock spielte sie nun — zuerst in den Provinzen, wo das Stück auf seine Potenz untersucht werden sollte, bevor es in New York etabliert würde — spielte eine lächerliche Szene: als Medium hatte sie vor einem Hypnotiseur auf der schwach erleuchteten Bühne herumzutanzen, fliehend, magisch angezogen, um dann gebrochen vor seine Füße zu sinken. Der Rock freute sie. Sie ließ ihn im ungewissen Licht wirbeln und wehen, fast unbewußt machte sie die ersten Bewegungen ihrer zukünftigen Tänze. Sie hörte Stimmen im Theater, die begeistert riefen: „Ein Schmetterling!" „Eine Orchidee!" Der Premierenabend in New York war ein unbestrittener Erfolg für die Tänzerin, während das Schauerdrama durchfiel. Am Morgen nach der Aufführung saß sie in ihrem Bett und las die Rezensionen. Die Zeitungen schrieben, Miß Fuller habe eine vortreffliche Saite auf ihrer Geige — wenn sie die zu spielen verstände, wie sie gespielt werden müßte! . . . „Nach der Lektüre dieser ermunternden Zeilen sprang ich aus dem Bett, zog das dünne Hindukleid über mein Nachthemd und betrachtete mich in einem großen Spiegel. Ich wollte mir klar werden, was ich am vorhergehenden Abend getan hatte. Der Spiegel befand sich gerade den Fenstern gegenüber. Die großen, gelben Vorhänge waren zugezogen. Die Sonne verbreitete im Zimmer ein bernsteinfarbenes Licht, das mich ganz einhüllte und mein Kleid durchscheinend machte. Goldene Reflexe spielten in den Falten der schillernden Seide, mein Körper zeichnete sich schattenhaft in diesem Lichte ab; ich empfand eine tiefe Erschütterung. Dunkel fühlte ich, daß ich eine große Entdeckung gemacht hatte. Leise, fast andächtig bewegte ich die Seide, und ich sah, daß ich eine ganze Welt von Wellenlinien hervorbrachte, die ich noch nicht kannte. Ich würde einen Tanz kreieren! Wieso kam ich erst heute darauf?!"

Sie studierte ihre Bewegungen, legte ein System dieser Bewegungen fest. „Ich bewirkte eine spiralförmige Bewegung, indem ich die Arme hob und mich zugleich im Kreise drehte, rechts und links; ich wiederholte die Bewegung, bis die Spirale vollkommen war. Kopf, Hände und Füße folgten den Stellungen des Körpers und des Kleides." Drei befreundete Damen wirkten als Regisseure mit. Nach kurzer Zeit war ihr erstes Programm fertig: zwölf Bewegungen, die sie in Tanz Nummer 1, Nummer 2 und so weiter einreihte.

Nun galt es, einen Impresario zu finden. Miß Fuller kannte sie alle. Alle erinnerten sich ihrer als Schauspielerin. Als sie sich als Tänzerin vorstellte, lachten sie sie aus. Endlich ließ ein Theaterdirektor sich herbei, die neue Tänzerin auf einer halb-

dunklen Bühne und vor einem leeren Theater, wo der Theaterdirektor mißvergnügt in einem Parkettstuhl saß, ihre Künste zeigen zu lassen — und ihre Künste begeisterten ihn derart, daß er erleuchtet ausrief:

„Der Serpentintanz!"

Sie wurde engagiert, und anderthalb Monate später, in Brooklyn, fanden ihre Tänze zum ersten Mal den frenetischen Beifall, der sie dann rund um die Erde begleitete.. Die Bühne war vollständig dunkel, sie tanzte in farbigem Licht, das je nach dem Tanz bald rot, bald blau war und die Stimmung schuf, die sie brauchte: das Märchenhafte, worin sie erschien, tanzte und verging.. Und das war die Erfindung.

Bald begann die Wanderung durch Europa, die sich zuerst sehr schwierig gestaltete, weil Miß Fuller in Berlin, wo sie debütierte, von einem Impresario in schamloser Weise ausgenutzt und dann ohne alle Mittel zurückgelassen wurde, .. weil Miß Fuller in Paris, wohin sie sich nach einem Gastspiel in Altona begab, von der großen Oper abgewiesen wurde und in den Folies-Bergère eine — Serpentintänzerin vorfand, die sie frech, aber ohne Talent nachahmte, .. bis eine Vorstellung, die sie dem Direktor des „Figaro" gab, ihr Schicksal entschied. Das lebendige Plagiat wurde aus den Folies-Bergère entfernt. Sie selbst arbeitete Tag und Nacht mit den Beleuchtungsarbeitern und entdeckte noch die von unten beleuchtete Glasplatte, worauf sie den Tanz vom „Feuer und der Lilie" kreierte, den sie aber nicht tanzen konnte, weil das Publikum zu oft die Wiederholung der ersten Tänze verlangte, so daß ihr für den Schlußtanz die Zeit fehlte.

Sie mußte einige Jahre warten, bevor sie diese unerhörte Vision eines inzwischen weltberühmten Tanzes zeigen konnte. Es war wieder in den Folies-Bergère. Die Bühne wurde gestürmt, und Emma Calvé nahm Miß Fuller in die Arme, küßte sie und sagte: „Es ist wunderbar! Loïe, Sie sind ein Genie."

„Und zwei dicke Tränen rollten über ihre Wangen" stellt Miß Fuller in ihren Memoiren fest. Und: „Niemals habe ich die Calvé hübscher gesehen, als mit diesem ekstatischen Ausdruck . . ."

*

Der Stern Loïe Fullers strahlt..

Sie erlebt die tausend Abenteuer einer berühmten, aber keuschen Tänzerin. Ueberall trifft sie Damen ihres Namens, die einen kleinen, nicht sehr öffentlichen Ruf hinterlassen. Unbekannte Herren schicken ihr Visitenkarten mit einigen gut gelaunten Zeilen, worin sie ihre Freude beteuern, die „Kleine" wiederzusehen. In einem Hotel bedauert man, sie nicht aufnehmen zu können, weil sie sich schon beim vorigen Mal mit ihrem Herrn geprügelt habe. Natürlich sind diese Damen Serpentintänzerinnen. Natürlich sind sie überall lange vor Miß Loïe, der sodann die Aufgabe zufällt, ihre Kunst und ihren Namen zu rehabilitieren.

Von allen Reisen kehrt sie immer wieder nach Paris zurück. Sie erlebt es, daß Sarah Bernhardt, die sie vor Jahren in New York wie eine Göttin ganz aus der Ferne angebetet hat, ihre Bewunderin, ihr Kamerad wird — bis die göttliche Sarah in freundschaftlicher Weise Loïes Beleuchtungskunst plündert und damit ihre „Belle au Bois dormant" ins beste Licht setzt. Dieses kleine Kapitel ist überschrieben: „Sarah Bernhardt. — Der Traum und die Wirklichkeit", und schließt mit den Worten: „Ich hatte mir, Gott weiß, was vorgestellt, weil Sarah Bernhardt nun einmal eine geniale Künstlerin ist. Aber sie ist auch eine Frau, und ich habe zwanzig Jahre gebraucht, um das einzusehen. Sie ist eine Frau, ich könnte es nicht mehr vergessen, aber sie bleibt mein Idol, t r o t z d e m." Dies, von einer Frau niedergeschrieben, ist sehr schön..

Aber eine andere „Erfahrung", die Miß Fuller machen mußte, ist bitterer; und sie ist typisch. Im Februar 1902 kam die Künstlerin nach Wien; in ihrer Begleitung befanden sich eine junge, unbekannte Tänzerin und deren Mutter. Miß Fuller hatte versprochen, ihr zu helfen. Sofort begann sie die junge Kollegin zu lancieren, indem sie nach unendlichen Besuchen bei Gesandten und Fürstlichkeiten einen Abend in ihrem

Hotel arrangierte, wo das Fräulein sich der Elite der Wiener Gesellschaft vorstellen sollte. Sie hatte ein Orchester gemietet. Der Saal war mit Blumen geschmückt. Das Büfett entsprach den höchsten Anforderungen. Die Eingeladenen kamen, und dann ging Miß Fuller, um nach dem Fräulein zu sehen. „Es war halb fünf. Spätestens in zehn Minuten mußte der Tanz beginnen. Ich fand sie im Begriff, sehr langsam ihre Haare zu wellen, während sie ein warmes Fußbad nahm. In höchster Bestürzung flehte ich sie an, sich zu beeilen, ich versuchte ihr klar zu machen, daß sie durch ihre Nachlässigkeit Leute verstimmen könnte, von denen ihr endgültiger Erfolg abhinge. Es war umsonst. Sie fuhr fort, sich sehr langsam zu frisieren. Ich sah, daß ich nichts ausrichtete, kehrte in den Salon zurück und machte die größte Anstrengung meines Lebens, mich aus dieser heiklen Lage zu ziehen. Ich improvisierte eine Rede.

Plötzlich trat sie ein, ruhig, gleichgültig, anscheinend sehr unbekümmert um die Stimmung unsrer Gäste. Aber es war keineswegs ihre Gleichgültigkeit, die mich am meisten überraschte. Ich konnte mir noch so sehr die Augen reiben, sie schien mir nackt, oder doch beinah, so hatte sie die dünnen Gewebe, die sie an hatte, auf das notwendigste beschränkt.

Sie trat vor die Rampe, die Musik spielte ein Präludium von Chopin. Sie stand unbewegt, mit niedergeschlagenen Augen und hängenden Armen. Dann begann sie zu tanzen.

Oh, wie ich diesen Tanz liebte! Ich kannte nichts Schöneres auf der Welt. Ich vergaß die Frau und alle ihre Fehler, ihre lächerlichen Einfälle, ihre absurden Manieren, ihre Gewohnheiten und selbst ihre nackten Beine. Ich sah nur die Tänzerin, genoß nur die tiefe Kunstfreude, die sie mir verschaffte. Sie endete ihren Tanz, und es trat eine peinliche Stille ein. Ich beugte mich zur Fürstin Metternich, neben der ich saß. Sie sagte leise: „Warum tanzt sie in dieser mangelhaften Bekleidung?“ Da begriff ich plötzlich die seltsame Haltung des Publikums und, von einer Art Eingebung getrieben, sagte ich so laut, daß alle es hören konnten:

„Ich vergaß, Ihnen zu sagen, wie sehr wir unserer Künstlerin verpflichtet sind. Die Koffer, die sie für heute bestimmt erwartet hatte, sind noch nicht eingetroffen. Aber lieber, als uns durch eine Absage zu enttäuschen, hat sie in ihrem Arbeitskleid vor uns erscheinen wollen.“

Um neun Uhr tanzte sie vor den Mitgliedern der Presse. Alle waren begeistert, aber niemand war es mehr als ich.

Am folgenden Tag inszenierte ich eine dritte Vorstellung für die Maler und die Bildhauer, und auch dieser Abend war ein großer Erfolg.

Eine Dame bat dann meine Freundin, bei ihr zu tanzen. Der „Star“ verlangte ein sehr erhebliches Honorar; aber ich überredete die Dame, und sie erlegte die hohe Summe, die meine Tänzerin beansprucht hatte.

Während einiger Wochen steigerte sich ihr Erfolg täglich. Dann, auf einmal, schien man die Tänzerin vergessen zu haben. Aber ich verzagte nicht.. Wir gingen bald nach Budapest, wo ich wiederum einen Abend veranstaltete, der meinen Schützling lancieren sollte. Ich lud die ganze gute Gesellschaft ein. Ich lud, wie vorher in Wien, alle Theaterdirektoren ein.“

Und einer von ihnen entschloß sich, am andern Tag die Tänzerin zu engagieren. Aber als Miß Fuller in ihr Hotel zurückkehrte, waren die Tänzerin und ihre Mutter verschwunden. Sie erfuhr, daß ihr Schützling mit dem Kapellmeister nach Wien gereist sei, um dort in einer Vorstellung aufzutreten, die sie vor der Abreise vorbereitet hatte..

Die Barfußtänzerin kam niemals wieder. Sie war ihrem Menager einfach davongelaufen. Die Mutter hatte geäußert: „Jetzt, wo sie dich lanciert hat, brauchst du sie nicht mehr“; worauf die Tochter in die Worte ausbrach: „Aber ich habe nicht die geringste Lust, zu Loie zurückzukehren.“

Loïe schickte ein Telegramm, worauf ein anderes antwortete: „Ich komme nur, wenn Sie vor morgen früh neun Uhr zehntausend Franken auf einer Wiener Bank deponieren." Aber sobald Miß Loïe Fuller Budapest verlassen hatte, kam das Fräulein und trat das Engagement an, das ihm Loïe verschafft hatte. Darauf verwandelte sie, in Wien, alle vermögenden Kreise, in die sie von Loïe eingeführt worden war, in einen Billettvorverkauf, der in kurzer Zeit einen Gewinn von mehreren tausend Gulden abwarf. Einige Jahre später hörte Miß Fuller in Brüssel, daß die Kollegin allen, die es wissen wollten, erzählte, sie kenne Loïe Fuller nicht.

..Sie tanzt heute noch in ihrem „Arbeitskleid". Das Arbeitskleid und der von ihrem neuen Menager verbreitete Glaubenssatz, daß sie Jungfrau sei, haben sie berühmt gemacht.

Dieses Kapitel einer „Erfahrung" habe ich sehr ausführlich wiedergegeben, denn es ist nicht nur sehr scherzhaft — nicht wahr? —, sondern auch psychologisch, rassepsychologisch, geschlechtspsychologisch hochinteressant. Welch merkwürdige Frauen sind diese Amerikanerinnen..

*

Miß Loïe Fuller hat die japanische Schauspielkunst für Europa entdeckt. An Sada Yacco, die sie mit ihrer Truppe (und einem Gepäckwagen voll Konfitüren, Reis, gesalzenen Fischs, Pilzen und konversierter Rüben, der an jeden Schnellzug angehängt werden mußte), durch Europa bugsierte, ist sie beinahe zugrunde gegangen. In einer einzigen Saison zahlte sie allein an Eisenbahngesellschaften 375 000 Franken. Schließlich gab sie den Kampf gegen die Ansprüche dieser dreißig Japaner auf und sammelte eine neue Truppe, die ohne Gepäckwagen reiste. Sie fand sie in London und schickte sie sofort nach Kopenhagen, wo sie selbst auftreten mußte. Die kleinen Menschen kamen in ihr Hotel und spielten ihr ein Stück vor, worin nur die Männer ernsthaft zu tun hatten. „Ich erblickte unter den Schauspielern eine reizende kleine Japanerin, die ich gern zum Star der Truppe gemacht hätte.. Sie war die einzige, die mir auffiel. Sie spielte eine Rolle dritten Ranges, aber mit soviel Intelligenz, mit merkwürdigen Mienen, die an eine kleine trippelnde Maus erinnerten, dann mit einem plötzlichen Ernst, der ihr Gesicht in wahnsinniger Angst erstarren ließ. Und hübsch war sie, fein, graziös, seltsam und auffallend sogar unter den Menschen ihrer Rasse.

Als die Probe beendet war, versammelte sie die Schauspieler und sagte ihnen:

Wenn Sie mit mir zusammenbleiben wollen, müssen Sie mir gehorchen. Und wenn Sie nicht diese Kleine zum star machen, werden Sie keinen Erfolg haben.

Und da sie einen unübersetzbaren, ellenlangen Namen hatte, taufte ich sie sofort: Hanako."

Miß Fuller behielt die Truppe ein ganzes Jahr. Dann gab sie einige Vorstellungen in Marseille und löste sich auf.

Mit den andern war auch die Hanako verschwunden. Eines Tages erhielt Miß Fuller einen Brief der Hanako. „Ich erfuhr, daß sie in einer Kneipe in Antwerpen war, wo man sie zwang, zum Vergnügen der dort verkehrenden Matrosen zu singen und zu tanzen. Sie war allein unter Fremden, und der Mensch, der sie zu diesem entwürdigenden Beruf zwingen wollte, versetzte sie in tödliche Angst. Sie schrieb mir, daß sie um jeden Preis fliehen wolle, aber daß sie ohne Hilfe unglücklicherweise nichts tun könne, um loszukommen. Sie war von Marseille mit andern Schauspielern der Truppe nach Antwerpen gegangen, um sich nach Japan einzuschiffen. Aber in Antwerpen waren sie und ihre Dienerin einem nichtswürdigen Landsmann in die Hände gefallen, und nun rief sie mich zur Hilfe.

Ein Schauspieler der Truppe befand sich gerade in Paris; ich schickte ihn mit zwei meiner Freundinnen nach Antwerpen. Nach vielen Schwierigkeiten und dank der Polizei, konnten sie die Hanako verständigen und ihr sagen, daß sie gekommen seien,

um sie abzuholen. Eines Abends gelang es ihr, mit ihrer Dienerin zu entwischen, und ohne jedes andere Gepäck als die kleinen japanischen Gewänder, die sie an hatten, nahmen sie den Zug nach Paris."..

Miß Fuller entdeckte die Hanako und rettete sie. Sie entdeckte Sada Yacco. Sie entdeckte Kawakami, den Gatten Sada Yaccos — für die Literatur.

„Wer ist der Verfasser der Stücke, die Sada Yacco spielt?" fragte sie einmal ein befreundeter Schriftsteller.

„Kawakami, ihr Gatte."

„So, aber dann sollte er der Société des Auteurs beitreten.."

Dieses geschah. Kawakami wurde in feierlicher Sitzung von Sardou begrüßt, der eine lange Rede auf den ersten Vermittler zwischen französischer und japanischer Literatur hielt. Kawakami verstand kein Wort. Aber als Miß Fuller ihm mimisch zu verstehen gab, daß er ebenfalls reden müsse, erhob er sich und sprach, sehr lange.

„Was hat er gesagt?" fragte Sardou Miß Fuller..

Miß Fuller hatte von der Rede Kawakamis noch weniger verstanden als von der, die Sardou gehalten hatte; nämlich gar nichts. Aber sie erinnerte sich einiger Wendungen Sardous, die ihrem französischem Sprachschatz angehörten. Sie erhob sich und „übersetzte" die Rede Kawakamis — so, wie sie an Kawakamis Stelle gesprochen hätte..

Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, daß Kawakami Shakespeare in Japan eingeführt hat und ihn dort unterbrochen spielt. Ferner, daß er mit der japanischen Theatertradition gebrochen hat, indem er den Beginn der Vorstellung auf 7 Uhr abends festsetzte und mit ganz kurzen Zwischenpausen durchspielte. Seine Zuhörer haben keine Zeit mehr, ihre Mahlzeiten im Theater einzunehmen. Das hat eine förmliche Revolution der japanischen Schauspielkunst zur Folge gehabt. Miß Fuller versichert uns, in seiner Heimat nenne man Kawakami den „japanischen Antoine"..

*

Das heitere und lehrreiche Buch schließt mit einigen Reverenzen vor Herrn Clarétie, der Miß Fuller den Gedanken eingab, ihre Memoiren zu verfassen. Aber schon Alexandre Dumas hatte von ihr gesagt:

„Sie sollte ihre Eindrücke und ihre Erinnerungen niederschreiben." P. M.

Clarissa / Von Ludwig Geiger

Kommt man spät dazu, berühmte Werke kennen zu lernen, so erlebt man nicht selten eine arge Enttäuschung. Dem wirklich Großen gegenüber ermangelt man in höheren Jahren bisweilen der jugendlichen Genußfähigkeit, den bloß berühmten begegnet man mit zu starker Kritik. Der letztere Fall trat bei mir ein, als ich erst jetzt Richardsons berühmten Roman Clarissa las, den ich vorher nur aus Auszügen kannte, die mir für meine Zwecke genügend erschienen waren.

Die Gestalt, in der uns das alte Werk entgegentritt, ist eine vornehme und anmutige. Die Ausstattung genügt auch den höchsten Ansprüchen. Die Uebersetzung ist trotz einzelner Unebenheiten höchst lesbar, nur läßt sich darüber streiten, ob die von dem Uebersetzer vorgenommenen Auslassungen, die übrigens immer gewissenhaft angedeutet und durch kurze Referate ausgefüllt werden, genügend sind.

Die Clarissa ist ein Briefroman, der um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts entstand. Sein Verfasser, Samuel Richardson, war kein Romanschriftsteller von Beruf. Vielmehr war er ein Geschäftsmann, der eine gewisse Geschicklichkeit im Briefschreiben besaß. Infolgedessen erhielt er die Aufforderung einiger Freunde, einen Roman in Briefform zu schreiben, und ging zunächst daran, ungewöhnliche interessante Vorgänge, die ihm erzählt worden waren, in dieser Art zu bearbeiten. Durch den außerordentlichen Erfolg gereizt, den eine erste derartige Veröffentlichung, „Pamela", erzielte, entschloß sich der betriebsame Autor,

weniger aus innerem Drang, denn aus geschäftlichem Interesse, zu einem ähnlichen Unternehmen.

So entstand die Clarissa. Für die literarische Würdigung des von phänomenalem Erfolg begleiteten Werkes muß man sich diese Entstehungsart gegenwärtig halten. Gewiß kann eine solche Arbeit, obgleich aus äußeren Umständen hervorgegangen, ganz löblich sein, aber es haftet ihr immer etwas Geschäftsmäßiges an. Schon die Tatsache, daß der Verfasser ein Buchhändler war, der sich also von dem Geschmack des Publikums leiten ließ, dessen Bedürfnisse er kannte, nicht aber der wirklichen Kunst diente und die Leser, wenn sie sich etwa ursprünglich seinen Absichten nur widerwillig gefügt hätten, in seinen Bann zwang, nötigt uns, dem Werke gegenüber mißtrauisch zu sein.

Ein zweiter äußerer Umstand kommt hinzu: der Buchhändler vertritt ausschließlich oder vorwiegend den merkantilen Standpunkt, seine Ware zu Gelde zu machen. Von diesem Standpunkte aus ist er nicht nur bestrebt, genießbare Bissen zu liefern, sondern auch den augenblicklich beliebten Artikel derartig zu forcieren, daß der Gewinn sich ansehnlich erhöht, den man daraus schlagen kann. Dieses Forcieren, auf ein Buch angewendet, bedeutet natürlich nicht die Vermehrung der Exemplare, sondern die Ausdehnung des Werkes, denn ein ausführlicheres Werk hat einen höheren Kaufpreis als ein wenig ausgedehntes.

Diesen äußeren Mängeln reiht sich ein innerer an: das Unkünstlerische in der Form, in der Komposition und in der Darstellung. Ueber die Fehler der beiden letzteren Arten läßt sich erst reden, wenn der Inhalt besprochen ist; das Unkünstlerische in der Form mag zuerst hervorgehoben werden.

Nicht die Briefform, die, wie erwähnt, vom Autor gewählt ist, muß an und für sich unkünstlerisch gescholten werden, sondern die Art, wie sie hier gehandhabt wird. Diese Form kann sogar in höchstem Maße künstlerisch wirken, wenn sie alle Mittel erschöpft, die ihr möglich sind, das heißt wenn der Autor es versteht, abwechselnd zu erzählen, Naturschilderungen zu entwerfen, die Stimmung zu zeichnen. Unser Autor dagegen, der weder Psycholog ist noch Naturempfinder, weiß nur zu erzählen und wählt für das, was er sagt, was er allein versteht, die am wenigsten geeignete Form. Denn die Erzählung verlangt raschen Fluß, der Brief gestattet, ja beansprucht langes Verweilen; die hervorgerufene Spannung wird durch Briefe immer wieder aufgehalten, statt schnell befriedigt zu werden. Ein anderer Mangel der Briefform ist der, daß nicht *eine* Person schreibt, sondern daß mehrere Briefschreiber existieren. Das klingt vielleicht zunächst paradox. Denn man könnte meinen, daß zahlreiche Briefe eines und desselben Schreibers ermüden, daß dagegen Episteln, die von verschiedenen geschrieben sind, die Aufmerksamkeit zerstreuen und den Leser unterhalten. Ein solches Resultat wird aber in Wirklichkeit nur dann erzielt, wenn der Autor Kunst genug besitzt, Stil und Erzählungsweise der verschiedenen Briefschreiber wirklich abwechseln zu lassen. Dies müßte so weit gehen, daß man, auch ohne auf die Adresse und Unterschrift einen Blick zu werfen, durch den ganzen Tenor des Briefes sofort merkt, von wem der Brief herrührt und an wen er gerichtet ist. Denn eben die einzelnen Personen müßten derartig voneinander unterschieden und durch den Autor so eindringlich geschildert werden, daß sie sich, man möchte sagen bereits durch das erste Wort verraten. Vermag der Verfasser das nicht — und Richardson ist dazu absolut außerstande —, dann ist es weit besser, *einem* Briefschreiber zu lauschen. Gewiß liegt in diesem Falle, namentlich wenn der Roman sehr lang ist und der Autor der großen Kunstfertigkeit eines Goethe ermangelt, die Gefahr nahe, dem Leser bleierne Langweile zu bereiten, andererseits ist aber die Möglichkeit vorhanden — immer die dichterische Begabung des Verfassers vorausgesetzt —, einen Charakter sich wahrhaft ausleben zu lassen, ihn in vollkommener Art dem Leser vorzustellen. Durch die mehrfachen Persönlichkeiten, die unser Autor als Briefschreiber auftreten läßt, ohne doch dem einzelnen eine wirkliche Individualität zu verschaffen, wird das Interesse mehr geschwächt als gestärkt.

Nach diesen kritischen Vorbemerkungen ist es Zeit, den Inhalt des Romans näher ins Auge zu fassen.

Clarissa Harlowe, die schöne, geistreiche, charaktervolle Tochter — nur schade, daß man von diesen Eigenschaften immer nur hört, ohne Gelegenheit zu haben, sie wirklich kennen zu lernen — einer angesehenen, begüterten Familie, soll nach dem Befehl ihrer tyrannischen Eltern, die es nicht für nötig finden, nach der Neigung des Kindes zu fragen, einen von ihnen ausgewählten Mann heiraten, weigert sich aber entschieden, ihren Eltern zu gehorchen. Der gutmütige, aber ehrliche Ehekandidat tritt infolgedessen zurück und ein anderer tritt auf den Plan. Das ist Herr Robert Lovelace, Verführer von Profession, ein eleganter, reicher, in der Gesellschaft wohlangesehener Mann, der allen jungen Mädchen interessant und allen Eltern gefährlich scheint. Er empfindet für Clarissa keine reine Liebe und noch weniger

verzehrende Leidenschaft, sondern nur Begier. Diese wird vermehrt durch die Tugend des Mädchens, die seinem Ansinnen widersteht, und durch den Widerstand, der ihm seitens der Eltern entgegengesetzt wird; sein Ehrgeiz wird angestachelt, denn er fürchtet, seinen Ruhm und sein Ansehen als Mädchenbezwinger zu verlieren, wenn er in diesem Falle eine Niederlage erleidet. Wenn er auch zunächst an eine rechtmäßige Heirat gar nicht denkt, so ist er endlich auch dazu entschlossen, nur um die zu besitzen, die kein Mensch ihm gönnt. Vielleicht auch nicht einmal das Mädchen selbst. Denn eigentlich erfährt trotz allem Gerede der Leser nicht recht, wie es um Clarissa steht. Nur das eine weiß man sicher, daß sie von vornherein dem neuen Bewerber nicht so widersteht wie dem ersten. Freilich ist sie nicht verderbt genug, um durch den schlimmen Ruf des Don Juan gelockt oder gar gereizt zu werden; auch seine äußeren Vorzüge, sein Reichtum, seine Stellung in der Welt tun es ihr nicht an; ein bißchen spricht bei ihr der Wunsch mit, aus dem öden Einerlei des elterlichen Hauses sich zu entfernen und der tyrannischen Härte der Verwandten entgegenzutreten, nicht minder die Eitelkeit, sich von einem Manne begehrt zu sehen, der fast alles genossen hat und den manche, auch ihre jüngere Schwester, zu erobern sich glücklich fühlen würde; ganz wenig, vielleicht gar nicht die erwachte Sinnlichkeit des erwachsenen Mädchens.

Lovelace, dem das Haus der Clarissa verboten ist, wird durch einen bestochenen Diener über alle Vorgänge des Hauses unterrichtet; von den Gefühlen des Mädchens, das er umstellt, erfährt er durch ihre Briefe, die sie halb aus Neugierde, halb aus der nicht ganz unschuldigen Lust, ein Abenteuer zu erleben, an den gewerbsmäßigen Verführer richtet. Sie widerstrebt zwar jedem Plane, energisch gegen die Eltern vorzugehen, fällt aber schließlich den Nachstellungen des schlauen Betrügers zum Opfer. Nicht etwa so, daß sie auch nun körperlich die Seine wird, sondern so, daß sie infolge von Machinationen, die im einzelnen nicht erzählt zu werden brauchen, bei einem Gange, den sie in ihrem Hauskleide antritt, aus dem väterlichen Hause ausgeschlossen ist und keine andere Rettung sieht, als so wie sie ist in einer bereitgehaltenen Kutsche mit Lovelace in die Welt zu gehen.

Hier muß der Kritiker den Erzähler unterbrechen. Welche Kindlichkeit der Erfindung! Wie ist es denkbar, daß ein wohlerzogenes Mädchen, das einen Mann trifft, dem gegenüber sie halb Sympathie, halb Furcht und Schrecken empfindet, nicht sofort seine Absichten erkennt, sobald sie sieht, daß, während sie an den Zufall glaubt, von ihm alles zur Flucht vorbereitet ist, denn natürlich steht ein Wagen mit Dienern bereit; im Galopp geht es weiter, alles ist, wie eine Blinde sehen müßte, bis auf alle Einzelheiten vorbereitet. Sollte da wirklich ein energisches Geschöpf nicht Mittel zum Entrinnen haben? Wäre es hier nicht natürlich und dem Charakter der Clarissa entsprechend, die Wagentür aufzureißen, um Hilfe zu rufen, oder die Mittel der Verteidigung, die ihr die Natur geboten, gegen den Verführer anzuwenden? Man halte dem nicht entgegen, daß Clarissa ja einige Neigung für den Entführer verspürt, denn vor allem ist zu konstatieren, daß ihr Tugendbegriff ein so fester, ihre Abneigung vor dem ungewöhnlichen, nicht nur unehrbaren Schritte eine so ausgesprochene ist, daß bei dieser gewaltsamen Entfernung jede Neigung verschwindet.

Nun zeigt sich Lovelace erst in seinem wahren Lichte. Nicht freilich, daß er seine Verführungskünste spielen läßt — denn er hat sich bald überzeugt, daß diese bei Clarissa nicht verfangen. Vielmehr beweist er sich nun als ein recht elender Schurke. Er heuchelt dem Mädchen gegenüber Liebe und Leidenschaft, er spricht beständig von Heirat und den von ihm angewandten Bemühungen, die Eltern versöhnlich zu stimmen, oder durch seine eigenen mächtigen Verwandten die Ehe auch ohne Zustimmung der Eltern möglich zu machen. In Wirklichkeit bringt er die angeblich von ihm Geliebte in ein anrüchiges Haus, läßt Mietlinge männlichen und weiblichen Geschlechts als seine hochgeborenen Verwandten oder als Freunde des Harloweschen Hauses auftreten, um das Mädchen in den Glauben zu versetzen, daß die Ihrigen ihre Einwilligung erteilen oder daß die Seinigen durch die Machtstellung, die sie einnehmen, die Ehe verwirklichen könnten. Clarissa ist so naiv, so weltfremd, daß sie eine Zeitlang gar nicht ahnt, in welcher Umgebung sie sich befindet, und lange dazu braucht, um den Betrug zu durchschauen. Von dem, was um sie vorgeht, mehr als von dem, das in ihrem Innern sich entfaltet, wird man durch die zahlreichen Briefe unterrichtet, die sie an eine Jugendfreundin Anna Howe schreibt. Lange Zeit sucht Lovelace vergeblich, Kenntnis dieser Briefe und der Antworten der Freundin zu erlangen; endlich erfährt er auch diese Geheimnisse durch ein Kammermädchen, das Clarissa als eine ihr ergebene Dienerin annimmt, das aber nichts anderes als eine Kreatur Lovelaces ist.

Auch hier muß man freilich die Erzählung unterbrechen. Ist eine solche Naivität eines gebildeten Mädchens, das mit offenen Augen in die Welt sieht, wirklich denkbar? Ist es

zu fassen, daß Clarissa, wenn alle Möglichkeiten, zu entfliehen, fehlen sollten, was übrigens gar nicht der Fall ist, sich nicht einfach in einem unbewachten Momente aus dem Fenster stürzt, oder irgendeine Todesart wählt, die auch der sorgsam Behütete sich bereiten kann? Denn der Tod ist ihr, wie aus allen ihren Zeugnissen hervorgeht, nicht nur erwünschter als die Schande, sondern schließlich auch begehrenswerter als die rechtmäßige Ehe mit dem Manne, den sie zwar in den Tiefen seiner Lasterhaftigkeit gar nicht erkennt, von dem sie aber genug weiß, um allen Grund zu haben, ihm zu entfliehen. Und ferner: Ist es wirklich bei aller Herrschsucht autoritätssüchtiger Eltern zu fassen, daß die alten Harlowes diesen ihren Stolz, diese Tochter, auf die sie immer mit einer Art von Verehrung hinsahen, einfach aufgeben? Ist es nicht vielmehr psychologisch viel richtiger, daß sie trotz ihres Zornes, nicht um des Mädchens, sondern um ihrer selbst willen alle Schritte tun, um eine solche Verbindung zu hindern, und wäre es auch nur aus dem Grunde, um ihren Willen durchzusetzen? Man darf ruhig behaupten, solch niederträchtig-kleinlich-rachsüchtige Briefe, wie sie hier im Namen der Schwester und der Eltern mitgeteilt werden, könnten nur pervertierte Individuen schreiben, nicht aber bürgerlich-ehrbare, geistig auf normaler Stufe stehende Menschen, wie die Harlowes geschildert werden. Und endlich: Ist es zu glauben, daß eine Freundin, wie diese Anna Howe, sich damit begnügt, von Zeit zu Zeit zu jammern, zu bedauern, daß sie nicht vielmehr alle Hebel in Bewegung setzt, um den Schurkenstreich zu verhindern, der, wie sie klar genug erkennt, hier ausgeführt werden soll.

Endlich kommt die Katastrophe; aber auch sie ist in erbärmlicher Weise inszeniert, so daß sie, ganz abgesehen von ihrer Widerlichkeit, als im höchsten Grade unkünstlerisch bezeichnet werden muß. Um es geradeheraus zu sagen: Clarissa wird trunken gemacht und in diesem Zustande entehrt. Man mag freilich auch hier verwundert fragen: warum geschieht dies erst nach Wochen und Monaten? Und man hat darauf in der Tat nur die Antwort: es mußten soundso viel Bogen gefüllt werden, ehe dies Ereignis eintrat. Nun endlich findet Clarissa die Mittel und die Kraft zur Flucht, freilich nicht die zum Selbstmord. Sie siecht dahin und stirbt nach einiger Zeit, ohne ihrem Verführer Verzeihung gewährt und ohne von den Ihrigen Versöhnung erlangt zu haben. Auch Lovelace trifft das Verhängnis. Ein wackerer Verwandter des Mädchens, der auch schon vorher einige Male aufgetreten war, ohne doch eine bedeutende Rolle in dem Roman zu spielen, fordert ihn zum Duell und tötet ihn. Es ist traurig, zu sagen, daß auch dieser Tod den Leser mit dem sogenannten Helden nicht versöhnen kann. Seine Liebesabenteuer könnte man anstaunen, wenn sie mit dem Zauber jugendlicher Frische und Anmut umstrahlt wären, seine verbrecherischen Taten gegen ein junges, unschuldiges Mädchen könnte man in gewisser Weise bewundern, wenn sie Genialität der Erfindung, unendliche Schlauheit in der Benutzung aller Mittel, in der Entdeckung unbekannter Schleichwege offenbarten — dieses gottselige Ende wird keinem gefallen. Vor dem Verbrecher hat man eher Achtung, wenn er in seiner Gesinnung bis zuletzt verharrt, weil man hier wenigstens einen Charakter vor sich sieht; für diesen Jämmerling, der, nachdem er sein ganzes Leben in nichtswürdigster Weise vergeudet, jedes Gerechtigkeitsgefühl seiner zügellosen Begierde unterworfen hatte, nun plötzlich fromm und reumütig wird, hat man nur das Gefühl grenzenloser Verachtung.

Durch die kritischen Bemerkungen, die mit der Erzählung verbunden sind, ist der Hauptfehler des Werkes aufgezeigt, nämlich der, daß alle Charaktere outriert sind. Dies gilt namentlich von den Eltern. Man würde ihre Verfahren begreifen, wenn sie als bigott oder als unter dem Einfluß eifervoller Priester handelnd geschildert würden; aber von solch religiöser Wut ist niemals bei ihnen die Rede, es sind einfach Moralrigoristen der schlimmsten Sorte. Von einzelnen Nebenpersonen braucht man kaum zu handeln, zum Beispiel von dem läppischen Bruder Clarissas, der alles, was er tut, aus Habsucht, Eigensinn, kindischem Trotze verrichtet, oder von den Schurken, die Lovelace in seinem Solde hat, von den gemeinen Dirnen, Glücksrittern, die ab und zu begegnen. Es sind alles so gewöhnliche Typen, daß es sich nicht lohnt, bei ihnen zu verweilen. Eine einzige Ausnahme macht der Freund des Herrn Lovelace, John Belfort. Er ist ein ehrlicher Kerl. Man hat nicht etwa Gefallen an ihm, weil er seinem Freunde ins Gewissen redet, denn der gute Mensch müßte sich sagen, daß derartige Predigten bei einem so hartgesottenen Sünder nicht verfangen, sondern weil er konsequent, schlicht seinen Weg geht und weil er vielleicht den einzigen, feinen, psychologischen Zug verrät, der in dem Romane vorkommt. Man kann wohl sagen, daß echte Liebenswürdigkeit und Tugend sich hauptsächlich in den Wirkungen dokumentieren, die sie auf andere ausüben. Nun wird hier ganz geschickt dargetan, wie dieser ehrliche Bursche, nicht etwa weil er durch Lovelaces Schilderungen voreingenommen ist, sondern eben durch den Zauber, der von Clarissa ausgeht, ge-

wonnen wird, wie er ihr seine etwas plumpen Huldigungen darbringt und wie er, obgleich er schon vor der persönlichen Bekanntschaft auf ihrer Seite stand, nach dem Zusammentreffen mit ihr ihr Ritter wird, wenn er auch freilich nicht das Zeug in sich fühlt, sie zu retten.

Was nun die beiden Hauptcharaktere anbetrifft, so machen sie auf den modernen Menschen keinen rechten Eindruck. Fast zwei Jahrhunderte hindurch galt Lovelace als das Urbild des liebenswürdigen Schwerenöters, Clarissa als die Verkörperung echter Sittlichkeit. Sieht man näher zu, so fehlen beiden die Eigenschaften, die sie zu Heroen auf ihrem engen Gebiete stempeln könnten. Denn Lovelace ermangelt durchaus der bestrickenden Anmut, die den echten Don Juan so unwiderstehlich macht, und Clarissa fehlt die Würde, die mit Holdseligkeit gepaarte und durch sie gemilderte Herbheit, die einer solchen Frau erst den überwältigenden Zauber wahrhafter Weiblichkeit geben. Der Idealist möchte sagen, sie haben zuviel Erdgeruch an sich, und der Realist muß von ihnen behaupten: es sind keine glaubhaft menschlichen Wesen, sondern konstruierte Figuren, denen das wahrhaft Wirkliche abgeht.

Wer nun nach bestem Gewissen und nach reiflicher Erwägung ein solches Urteil über ein Werk fällt, das immer wieder als Meisterwerk erklärt wird, muß sich die Frage vorlegen: Woher kam der außerordentliche Erfolg, den das Buch bei seinem Erscheinen hatte, die bedeutende Wirkung, die es auf die Folgezeit übte? Der Kritiker, der sich für den Auserwählten, den einzig urteilsfähigen Richter hält, ist mit der Antwort auf eine solche Frage schnell fertig, indem er sagt, daß die blöde Masse einem Leithammel folgt und urteilslos sich einem Namen gefangen gibt. Mit einer solchen Antwort ist indessen nicht viel getan. Man wird daher, um den Erfolg zunächst in England zu begreifen, darauf hinweisen müssen, daß die Sentimentalität, ein Grundzug im Wesen des achtzehnten Jahrhunderts, hier ihre Triumphe feierte. Man konnte mit der Bedrohten zittern, mit der Gefallenen weinen und über den Tod des reumütigen Sünders seine gottselige Freude empfinden. Außer der Befriedigung der Sentimentalität wurde auch das Bedürfnis nach Spannung und Aufregung erfüllt. Welch köstlicher Schatz für unbeschäftigte Leute! Durch viele Bände hindurch wurde die Neugier angestachelt, und es dauerte unendlich lange, bis die Handlung ihrem Ende zukroch. Sodann: mochte auch vieles übertrieben sein, in manchem war es eine treue Schilderung englischer Sitten: hartherzige Eltern, gutmütige, aber ohnmächtige Freunde, geldgierige Schurken, die sich zu allem bereit finden ließen. Am meisten trug vielleicht die Mischung von Lüsternheit und Tugendseligkeit dazu bei, in der das Geheimnis des Erfolges für viele Bücher steckt: gerade jene Szenen aus dem Freudenhause, so manierlich es in ihm auch zugeht, mochten die verschiedensten Menschen reizen: die Sünder, die vor Behagen schmunzelten, weil sie hier vertraute Stätten in anderer Weise geschildert fanden, als sie solche kannten, die Prüden, die trotz aller Ehrbarkeit so gern einen Blick werfen in geheime Lustorte, vor deren Betreten sie sich fromm bekreuzen.

Das Werk hatte indessen nicht nur einen großen Erfolg in England, sondern übte seine Wirkung auch auf die anderen Länder. Denn es läßt sich nicht bestreiten, daß Rousseau in seiner „Neuen Heloise" davon abhängig ist, und daß Goethe, der seinerseits im „Werther" Rousseau benutzt, in mittelbarer Weise unter dem Banne des Engländers steht. Freilich wird man die übliche Behauptung von dem überwiegenden Einfluß des Engländers auf den Franzosen doch einigermaßen beschränken müssen. Wirkliches Vorbild war Richardson hauptsächlich in der Form, sodann in der Symmetrie, die in der Aneinanderreihung der handelnden Personen besteht, ferner in der Aehnlichkeit der einzelnen Charaktere, am wenigsten in der Intrige. Aber man muß doch daran festhalten, daß gerade die beiden Eigenschaften, die der Engländer nicht zum Ausdruck bringen konnte, die Anmut des Helden und die Würde und die Erhabenheit der Heldin, gerade bei dem Franzosen zum schönen, poetischen Ausdrucke gekommen sind. Wie turmhoch endlich der Deutsche über seinen Vorgängern steht, braucht kaum gezeigt zu werden. Besitzt Werther auch das unmännliche Schwanken des Helden des französischen Romans, so steht doch Lotte in ihrer unbefleckten Reinheit als ein wahrhaftes Frauenideal gegenüber der Clarissa des Engländers und der Julie des Franzosen. Während man für die Engländerin, das schwache Opfer eines entmenschten Wüstlings, Mitleid empfindet, der französischen Heldin trotz ihres Falles echt menschliche Teilnahme entgegenbringt, nicht etwa weil sie später die anständige Gattin eines anderen und die sorgsame Mutter seiner Kinder geworden ist, sondern weil sie trotz der redlichen Erfüllung ihrer Pflichten jene Jugendliebe sich unentweiht erhält und verklärt, hegt man für Lotte die ungemischte Bewunderung, die ein reiner und starker Frauencharakter einflößt. Wie sie eben durch ihre Lieblichkeit, ohne Genußsucht und Koketterie Werther entzündet, wie ihr nie der Gedanke an Untreue kommt und nie die leiseste Vorstellung von den

verheerenden Wirkungen, die ihr engelgleiches Wesen auf einen leicht entflammten jungen Menschen ausübt, wie sie bei aller Gefühlsschwärmerei mitten im tätigen Leben steht, eine sorgsame Tochter, eine für ihre jüngeren Geschwister mütterlich bedachte Hausfrau — so entzückt sie durch ihre Lieblichkeit und ihre starke Gesundheit auch die spätesten Geschlechter.

Es ist sehr merkwürdig, wie in diesen drei Werken der Weltliteratur sich der Charakter der drei Nationen spiegelt: der Engländer, rein praktisch und roh, zeigt die körperliche Gewalt des Mannes über das wehrlos gemachte Weib; der Franzose schildert die freie Hingabe des Weibes (denn Julie weiß durchaus, was sie tut) an den Mann, der das Gebotene in vollen Zügen genießt; dem Deutschen war es vorbehalten, die reine Schwärmerei, freilich stark gemischt mit schmachtender Sentimentalität, zu schildern.

Die neue Heloise und der Werther sind wirkliche Liebesromane; Clarissa ist es durchaus nicht. Denn Lovelace kann man in jener höheren Bedeutung des Wortes keinen Liebenden nennen, da bei ihm nur Leidenschaft und Genußsucht vorhanden sind. Und auch Clarissa, ihrem Verführer gegenüber schwankend zwischen Staunen und Abneigung, liebt nie mit dem Herzen. Was bei ihr in wenigen Momenten als wirkliche Neigung erscheint, ist nur das, was man eine Phantasieliebe nennen könnte.

So kann man das merkwürdige Buch, trotz seines großen Erfolges und trotz der außerordentlichen Wirkungen, die es auf die Folgezeit übte, nicht als ein Meisterwerk bezeichnen. Da es aber in Deutschland, obgleich man sehr viel darüber sprach, wenig bekannt war, muß man dem Uebersetzer und dem Verleger außerordentlich dankbar sein, daß sie dieses merkwürdige Buch in lesbarer Form und in sehr wohlgefälligem Gewande dem gegenwärtigen Geschlechte vermittelten.

Englische Romane des achtzehnten Jahrhunderts. Richardson Clarissa. Die Uebersetzung ist von Wilhelm und Fritz Mießner, die Einleitung von dem ersten, Buchschmuck (übrigens keineswegs aufdringlich, sondern schlicht und angemessen) von Arthur Gratz / Berlin 1908, Wiegandt und Grieben (S. K Sarasin)

Auf den Tod seiner kleinen Tochter

Japanisches Lied von Yüantzetzai / 1716—1797

Nicht ein Heilmittel wußt' ich zu erlangen
Für dich, mein Kind, und las so viele Bände!
Unwürdger Vater heb ich meine Hände
Und schlage strafend mich auf beide Wangen.

Da kommt mein Diener eilends schon gegangen:
Man bettet dich in deines Sarges Wände!
Ein jeder sucht, ob er ein Trostwort fände,
Und weint doch selbst, und ist von Leid umfangen.

Es war der Schnee so regendicht gefallen,
Und festes Eis lag auf den Teichen allen,
Da formt ich spielend einen Gong aus Eise.

Dann rief ich dich — du hast ihn froh geschlagen.
Ihn seh ich jetzt noch unverändert ragen,
Du aber schwandest schnell dahin und leise!

Philosophie des Geldes / Von Dr. Oscar Ewald

Eine Philosophie des Geldes setzt zweierlei voraus: das genaue Verständnis all der komplizierten Vorgänge, die sich im Zusammenhang der Geldwirtschaft abspielen, und die Fähigkeit, sie im Rahmen einer höheren, metaphysischen und kulturpsychologischen Deutung zu begreifen. Simmel war wie kein zweiter dazu befähigt, diese doppelte Aufgabe zu lösen. Sein genialer Blick für die Relationen, man könnte beinahe sagen, die Zwischenräume der Erscheinungen, und seine damit in Verbindung stehende Gabe, an die unscheinbarste Beziehung die weitesten, bis an die äußersten Grenzen des Seins reichenden Perspektiven zu knüpfen, sie lassen ihn geradezu als prädestiniert zur Lösung eines solchen Problems erscheinen. Denn das Geld ist die Relation der Relationen, es ist die in Sichtbarkeit getretene Beziehung der Werte selber, seine Bestimmung erschöpft sich darin, Maß für ein *anderes* zu sein. Aber auch diese Beziehung enthält mehr als einen an der Oberfläche der Phänomene spielenden Zusammenhang, sie bringt, tief verborgen, beinahe metaphysische Wertungsweisen zum Ausdrucke: und hiervon ausgehend, hat Simmel seine „Philosophie des Geldes" geschrieben. So heißt es in der Vorrede: „Wenn es eine Philosophie des Geldes geben soll, so kann sie bloß diesseits und jenseits der ökonomischen Wissenschaft vom Gelde liegen: sie kann einerseits die Voraussetzungen, die, in der seelischen Verfassung, in den sozialen Beziehungen, in der logischen Struktur der Wirklichkeiten und der Werte gelegen, dem Gelde seinen Sinn und seine praktische Stellung anweisen. Das ist nicht die Frage nach der Entstehung des Geldes, denn diese gehört in die Geschichte, nicht in die Philosophie."

Die prächtige Architektonik des Werkes, das sich in einen analytischen und einen synthetischen Teil gliedert, im einzelnen zu reproduzieren, ist im Rahmen einer gedrängten Untersuchung unmöglich. Ich kann nur auf einzelne Seiten hindeuten, die von allgemeinster philosophischer und kultureller Bedeutung sind.

So verweise ich gleich auf die Analyse des Wertbegriffes im ersten Kapitel, die erkenntnistheoretisch von hoher Bedeutung ist, weiter auf die kulturphilosophisch überaus interessante Definition des Besitzes in einem der späteren Kapitel, in der Simmel der statischen Theorie des Besitzes berichtigend eine dynamische gegenüberstellt. Der Besitz ist kein ruhendes Machtverhältnis, sondern eine fortwährende aktive Entfaltung des Eigners am Objekte. Der Besitz ist lediglich die ideale Summe der an ihm vollzogenen Handlungen.

Den Höhepunkt des Buches scheint mir das Kapitel „Der Stil des Lebens" zu bilden. Hier werden die wichtigsten Ergebnisse zusammengefaßt und in ihrer Bedeutung für die Kultur der Menschheit beleuchtet. Zunächst zeigt Simmel, wie die Herrschaft des Geldes ein entschiedenes Ueberwiegen der Verstandesfunktion nach sich zieht. Das Geld ist am tiefsten durch seine objektive, unpersönliche Art gekennzeichnet, es tritt den Menschen als eine Macht entgegen, die sich nicht an ihre individuellen Wesenszüge bindet. Es ist in sich selber ein nivellierender Faktor wie der absolute Despotismus oder sein ihm wesensverwandtes Widerspiel, der absolute Demokratismus. Dies schafft ihm die Beziehung zum Verstande, dem auch jene Objektivität eignet, die keinerlei persönlicher Eigenart Rechnung trägt. Es gibt bloß eine Logik, während es ungezählte Gefühlsarten und Willensrichtungen gibt. Könnte der Verstand *isoliert*, von allen Einflüssen der Affekte befreit werden, dann ließen sich Meinungsstreitigkeiten ohne Rest auflösen. Ueberraschend wirken die Konsequenzen, die daraus gezogen werden. Eben weil der Verstand — und mutatis mutandis das Geld — so völlig der eignen Individualität bar sind, werden sie starken Persönlichkeiten zu einem unvergleichlichen Mittel der Selbstentfaltung: denn dem Ungeformten läßt sich jedwede Form geben. Was der Wille erzwingt, ist nicht von Dauer. Erst wo er seinen Motiven das Ansehen logischer Begründung leiht, wo er *intellektuell* zu überzeugen oder wenigstens zu über-

reden versucht, sichert er sich bleibenden Erfolg*). Eine Bestätigung dieser These Simmels liefert die Geschichte der Religionen, die so häufig zur Geschichte philosophischer Kontroversen wurde, weil das Gefühl, auf sich selber angewiesen, die Macht der Propaganda nicht besaß, die allein dem logischen Argumente eignet. Diese Bestimmung des Verstandes, allgemeines Verkehrsmittel, Konventionsmünze zu sein, führt ihn mit dem Wesen des Geldes zusammen.

Simmel geht sodann zu einem Problem über, um das sich die Philosophie seit geraumer Weile mit wechselndem Erfolge bewegt: Das Verhältnis des objektiven zum subjektiven Geiste. Der subjektive Geist ist die Kultursumme, die sich in den einzelnen Individuen verwirklicht findet. Der objektive Geist ist der Kulturinhalt, der eine ganze Generation gleichsam von außen beherrscht. Zwischen beiden kann ein Mißverhältnis bestehen, bald in dem Sinne, daß die subjektive Kultur hinter der objektiven zurückbleibt, bald wieder im umgekehrten Sinne. So scheint das letztere für die moderne Ehe zu bestehen. Sie entspricht in ihrer gesetzlich fixierten Form nicht mehr den seelischen Bedürfnissen der Geschlechter, die zu vieldeutig und differenziert geworden sind. Hingegen hat die kapitalistische Gesellschaftsordnung im allgemeinen eine enorme Erhöhung der objektiven Kultur über die subjektive zur Folge gehabt. Auch dies geht in letzter Linie auf den objektiven und zugleich objektivierenden Charakter des Geldes zurück. Dem Verkehr zwischen dem Produzenten und dem Konsumenten, der Beziehung des Arbeiters zu seinem Arbeitsmittel und seinem Arbeitsprodukt ist jede persönliche Färbung abhanden gekommen. Ungeheure industrielle und technische Leistungen werden vollbracht, aber infolge der Arbeitsteilung übersehen ihre Vollbringer häufig nicht mehr als ein verschwindendes Element davon. So sinkt der Mensch noch unter die Maschine herunter; diese ist wenigstens ein Ganzes, während er zu einem bloßen Stück von ihr wird. Das Ergebnis ist die dämonische Perversität der modernen Kultur: daß sich hinter dem Rücken der Individuen, wenngleich durch ihre Hände, grandiose Schöpfungen erheben, die in jenen ein Gefühl der Schaffensfreude, des produktiven Selbstbewußtseins wecken. Subjekt und Objekt stehen einander völlig fremd gegenüber. Eine interessante Analogie weist Simmel im theoretischen Verhalten der Menschen nach. Auch die positiven Erkenntniswerte wachsen zu beispielloser Höhe an, und sogar der universellere Forscher findet sich einer im einzelnen nicht mehr zu bewältigenden Stoffmasse gegenüber. Dadurch wird eine drückende Stimmung der Isolation erzeugt, die durch die neutrale Freude an der Fülle des sachlich Vorhandenen nicht aufgewogen wird. Seinen abstrakten, transzendentalen Ausdruck findet dies Verhältnis schließlich an der Entdeckung Platos, daß die Ideenwelt, die Welt der Werte ein Absolutes, in sich Gegründetes darstellt, auch wenn sie nicht in die aktuelle Wahrnehmung eines Individuums eingeht.

Aus alledem entspringt dasjenige, was man nicht mit Unrecht die Seelenlosigkeit der modernen Kultur genannt hat. Die Mächte der sozialen und ökonomischen Entwicklung entziehen sich mehr und mehr der individuellen Berührung und Anteilnahme. An Stelle einer ästhetischen, vom Gehalt des Persönlichen erfüllten Ordnung der Dinge tritt ein kalter Mechanismus, der die Menschheit knechtet. Die Beherrschung der Natur durch die Technik ist eine kindliche Illusion, die die Sprache der Mythologie redet. Denn die Natur ist indifferent, sie leistet keinen inneren Widerstand, und deshalb ist ihre Beherrschung kein Sieg, sondern bloß ein Akt verständiger Praxis. Wohl aber hat die Technik den Menschen gebunden und unterworfen; die Maschine, die ihn befreien sollte, erniedrigt ihn zum Sklaven. Die Tragik dieser Situation wird allerdings, wie Simmel zeigt, durch einen glänzenden Lichtschimmer erhellt. Eben durch die äußere Mechanisierung aller menschlichen Energien wird die innerste Persönlichkeit des Menschen

*) Die Bedeutung der Ueberredungskunst hat der geistvolle italienische Denker Prezzolini in einem interessanten Buche „L'arte di persuadere" dargestellt.

in eine Sphäre der Intimität entrückt, in der sie sich von der lästigen Anteilnahme der Gesamtheit frei weiß. Es soll der Triumph des Individuums sein, hinter der strengen Uniformität moderner Daseinsgestaltung, in die die formende Willkür persönlicher Begabung nicht mehr ungehemmt ausströmen kann, die unerschöpfliche Fülle seines Innenlebens zu entfalten. Freilich weist Simmel hier erst einen Weg, den noch die wenigsten betreten haben. Denn ich glaube, wir stehen heute noch allzu sehr unter der Herrschaft des Objekts, als daß unser Subjekt sich über diese Herrschaft erheben könnte. Aber auch die Form der Perspektiven ehrt den Forscher: es ehrt ihn mehr, den ersten Schein der Dämmerung als die flammenden Spuren des Sonnenaufgangs zu begrüßen.

„Philosophie des Geldes" von Georg Simmel. 2. Auflage. Leipzig 1907 / Duncker & Humblot

Raketen Von Charles Baudelaire

Aus den Tagebüchern

Wenn man die Tagebücher Baudelaires durchblättert, die neben Augustins „Bekenntnissen" und Benjamin Constants „Journal intime" das bedeutsamste Dokument und die unvergänglichste Geschichte eines Herzens sind, hat man beim ersten Anblick den Eindruck einer unzusammenhängenden Folge von Gedanken und bedeutungslosen Worten, die eine misanthropische Laune oder eine literarische Grille aufs Papier geworfen zu haben scheint. Erst bei näherer Betrachtung baut sich aus diesen flüchtigen, abgerissenen Notizen, aus dem Chaos dunkler, prätentiöser Ideen „ein Kiosk seltsamer, verkünstelter Originalität" auf, der in gewollter Unnatürlichkeit, aber unmittelbarer Natürlichkeit künstlerischer Besonderung, die Quintessenz seines geistigen Lebens, seiner religiösen, literarischen und politischen Ideen enthält. Wir finden in ihnen nicht mehr den in dunklen Leidenschaften entbrannten Dichter der „Fleurs du Mal", wir sehen den einsam gewordenen Grübler, der seine Seele grausam sezierte, um das Böse vom Guten, das Erhabne vom Niedrigen zu trennen und durch geistige Folter, durch moralische Kasteiungen „der höhere Mensch" zu werden, der mit der Masse nichts mehr gemein hat als den Namen Mensch. Die Welt hatte ihn mißverstanden, ihn als Perversen (wegen seiner Vorliebe für Riesinnen und Zwerginnen) und Dekadenten verhöhnt — hier ist er ihr Priester, der über ihre Laster und Schwächen die Peitsche schwingt. Hier kultiviert er den Theokraten (denn „groß unter den Menschen sind nur der Dichter, der Priester und der Soldat!"), den Aristokraten („Monarchie oder Republik, die auf der Demokratie basieren, sind gleich absurd und schwach") und Dandy (in seiner zärtlichen Anlehnung an die Prinzipien Brummels; Gautier nannte ihn den „Dandy égaré dans la bohème". Er sagt: „Jeden Tag der größte Mensch sein wollen!"). Aber was er in den „Fusées" und in „Mon cœur mis à nu" (unter diesen Titeln gedachte er die Notizen später herauszugeben) als allgemeine Norm hinstellt, darf doch nur als subjektive Empfindung, als persönliches Kriterium beurteilt und verstanden werden. Er ahnt einen nahenden Wahnsinn (er fühlte, „wie ihn ein Hauch vom Flügelschlag der Narrheit streifte"), und in seelischen Aengsten sind ihm die genialsten seiner seltsamen Gedanken gekommen, in Gefühlen, die Mensch und Welt in Verdüsterung oder Verzerrung sehen lassen. Das war in Belgien, wo er die letzten Jahre seines Lebens in harten physischen und psychischen Qualen zubrachte. Baudelaire hat Belgien und die Belgier, „cette race si baroque", gehaßt wie selten jemand ein Land und ein Volk hassen konnte, und aus dieser fast krankhaften Antipathie ist auch der Torso seines unglaublich aggressiven, ungerechten, doch genial konzipierten Buches über „La Belgique vraie", jene „capitale de singes", wie er Belgien nannte, erwachsen. Seine Vorliebe für

Paradoxe und Mystifikationen erzeugt jene seltsamen Gedankenblüten, die in der Tat wie eine „Folie Baudelaire" anmuten, von der St. Beuve sprach, deren Eigenart und Schönheit aber selbst die bewußte Absichtlichkeit (seine Zeit nannte sie „son maniérisme") nichts schadet. Mit diesen Erwägungen müssen die Tagebücher Baudelaires genossen und verstanden werden. Ich gebe hier einige Proben, die, ihrer subjektiven Färbung wegen, einige kurze Deutungen nötig machen, die der Leser im Zusammenhang finden wird. Erich Oesterheld

*

Selbst wenn es keinen Gott gäbe, wäre die Religion noch heilig und göttlich.

Gott ist das einzige Wesen, das zum Herrschen nicht einmal der Existenz bedarf."

Baudelaire ist durchaus religiös, überzeugter Katholik: Theokrat. Das Gebet ist ihm das Füllhorn der Kraft, in seiner Not und Qual vergißt er das Beten nicht. Seine letzte Eintragung ist ein Gelübde, ein Gebet. Seltsamerweise berührt er sich hier mit einem seiner literarischen Feinde, mit Voltaire, dem Heiden, der gesagt: „Quand Dieu n'existerait pas, il faudrait l'inventer." Sein Haß gegen Voltaire ist weniger literarisch als religiös, ebenso die bis zur Kleinlichkeit gehenden Schmähungen der George Sand, der gegenüber er eine besonders tiefe literarische und menschliche Abneigung verficht.

Liebe ist der Hang zur Prostitution. Ja, es gibt kein würdiges Vergnügen, das nicht auf die Prostitution zurückgeführt werden kann.

Was ist Kunst? — Prostitution.

Das Vergnügen, sich in der Masse zu befinden, ist ein geheimnisvoller Ausdruck des Genusses an der Vervielfältigung der Zahl.

Alles ist Zahl. Die Zahl ist in allem. Die Zahl ist im Individuum. Der Rausch ist eine Zahl.

Liebe kann einem edlen Gefühle entspringen: dem Hang zur Prostitution; aber der Drang nach Besitz führt ihn zur Korruption.

Die Liebe will aus sich herausgehen, sich mit seinem Opfer vereinigen: wie der Sieger mit dem Besiegten, aber trotzdem die Siegerrechte bewahren.

Prostitution ist für Baudelaire so viel wie Opfer, Preisgeben, Hingeben, also der Ausdruck eines edlen Gefühls. — Er liebt die Mystik, deren sinnbildliches Zeichen ihm die Zahl ist, an der er sich schon in seiner Jugend berauscht.

„Die Wollüste des Zuhälters ähneln zu gleicher Zeit dem Engel und Tyrannen. Barmherzigkeit und Wildheit. Diese Wollüste sind sogar vom Geschlecht, von der Schönheit und der tierischen Art unabhängig.

Absolute Offenheit ist ein Mittel der Originalität.

Wenn ein Mensch sich ins Bett legt, haben fast alle seine Freunde den geheimen Wunsch, ihn sterben zu sehen; die einen, um festzustellen, daß er eine minderwertigere Gesundheit hatte als sie; die andern in der gleichmütigen Hoffnung, eine Agonie zu studieren."

Diese misanthropische Grille hat er jedenfalls irgendwo bei Emerson gefunden, der einen ähnlichen Gedanken ausspricht. (Note E. Crepets.)

Begeisterung, die sich auf etwas anderes als Abstraktionen legt, ist ein Zeichen von Schwäche und Krankheit.

Die Verachtung des Gesichts ist das Resultat einer Verdüsterung der wirklichen Vorstellung durch die Halluzination, die hierauf ihre Entstehung zurückführt.

Erkenne die Genüsse eines harten Lebens und bete, bete unaufhörlich. Das Gebet ist das Füllhorn der Kraft.

Der Schriftsteller bringt Gelder in Umlauf und erweckt Neigung zur intellektuellen Gymnastik.

Was den Schlaf betrifft, das unselige Abenteuer aller Abende, so kann man sagen, daß die Menschen mit einer Kühnheit einschlafen, die unverständlich wäre, wenn wir nicht wüßten, daß sie das Resultat einer Unkenntnis der Gefahr ist.

Es gibt Augenblicke des Daseins, in welchen Zeit und Raum tiefer sind und das Gefühl des Daseins unendlich gesteigert ist.

Was nicht leicht entstellt wird, sieht unempfindlich aus, woraus folgt, daß die Unregelmäßigkeit, d. h. das Unerwartete, die Ueberraschung, das Erstaunen, ein wesentlicher Teil und die Charakteristik der Schönheit sind.

Baudelaire gibt an einer anderen Stelle der „Fusées" eine Definition seines Schönheitbegriffs. Als Charakteristika dieses Schönen galten ihm die Traurigkeit, das der Vermutung freien Raum lassende Unbestimmbare, das Unglück und das Mysterium. Nun drückt sich in jeder Schönheit ein Leid aus. Leiden entstellt, verwischt die allgemeinen Grundzüge und schafft so einen Typus, der jedem Eindruck leicht nachgibt.

Die Inspiration kommt immer, wenn der Mensch es *will*, aber sie entweicht nicht immer, *wenn* er es will.

Der Dandy muß unausgesetzt danach trachten, erhaben zu sein. Er muß vor einem Spiegel leben und schlafen.

Gott ist ein Aergernis, das Profit bringt.

Das Berauschende am schlechten Geschmack ist das aristokratische Vergnügen — zu mißfallen.

Was gibt es Absurderes als den Fortschritt, da der Mensch — wie es das tägliche Geschehen beweist — dem Menschen immer ähnlich und gleich bleibt, d. h. immer im Zustande der Wildheit verharrt! Was sind die Gefahren der Wälder und Prärien gegen die Zusammenstöße und täglichen Konflikte der Zivilisation? Ob nun der Mensch Jemanden auf dem Boulevard zum Narren macht oder seine Beute in unbekannten Wäldern durchbohrt . . . ist er nicht immer der ewige Mensch, d. h. das vollkommenste Raubtier?

Erschienen im Mercure de France, Paris, in der neuen Auflage der von Jacques Crepet edierten „Oeuvres posthumes"

Anzeigensteuer / Von Dr. Steindamm-Nürnberg

Wer will es jetzt noch wagen, die Nützlichkeit der Reklame zu bestreiten, jetzt, wo sogar das Reich die vielgeschmähte Reklame für würdig ansieht, ihm eine Einnahmequelle zu sein! Nicht wie der Kaufmann, der sie dazu benutzt, daß sie ihm Kunden zuführt, der arbeiten, denken muß, um von ihr wirkliche Vorteile zu ernten, verfährt das Reich — o nein, Fiskus macht es anders, er zieht aus der Reklame auf andere Weise Nutzen.

Ernsthaft gesprochen: im Reichsschatzamt hat man den Plan zu einer Reklamesteuer entworfen, ein Projekt, das zu dem Allerbedenklichsten gehört, was man auf steuerlichem Gebiet sich in der letzten Zeit geleistet hat.

Daß das Reich Geld braucht, steht fest, und daß Geld herbeigeschafft werden muß, steht ebenfalls fest, nur über das „Wie" kann man verschiedener Meinung sein.

Niemand wird behaupten wollen, daß ein noch so sorgfältig ausgearbeiteter Entwurf, neue Einnahmen zu schaffen, bei allen Schichten des Volkes ungeteilte Anerkennung finden wird: die Betroffenen werden immer ihre Stimme erheben. Wohl bei niemandem trifft das Wort: „Allen zu gefallen, ist unmöglich" mehr zu als bei dem Leiter irgendeines Finanzwesens. Am empfindlichsten sind die Leute immer, wenn es an ihren Geldbeutel geht. Es ist daher keinem Staatsmann zu verargen, wenn er sich um das Geschrei, das sich über seine Pläne erhebt, nicht kümmert; aber auch eben nur um das *Geschrei*: wenn sachliche, wichtige Gegengründe ausgesprochen werden, dann muß er sie beachten, ja vielmehr er muß in der Lage sein, ehe er mit seinen Vorlagen an die Oeffentlichkeit tritt, abzuwägen, ob diese Gegengründe nicht gewichtiger sind als die Gründe dafür.

Das scheint unser leitender Finanzmann bei seinen Steuervorlagen mehr oder weniger vergessen oder nicht gekonnt zu haben, ganz besonders aber bei der Anzeigensteuer.

Der Entwurf des Anzeigensteuergesetzes als Ganzes genommen hat zunächst einen grundlegenden Fehler: Er ist ohne jede Sachkenntnis nicht nur des modernen Anzeigenwesens, sondern des modernen Geschäftslebens überhaupt geschaffen worden.

Es sollen Anzeigen, die in inländischen Zeitungen und Zeitschriften oder in sonstigen inländischen, durch Druck oder andere mechanische oder chemische Mittel vervielfältigten Blättern oder Schriften (Anzeigenblätter) enthalten sind (Einrückungen) oder

mit diesen verbreitet werden (Sonderbeilagen) sowie Anzeigen, die im Inlande öffentlich angebracht, aufgestellt oder vorgenommen werden (Ankündigungen), mit einer Abgabe belegt werden. Mitteilungen, die ausschließlich den Geschäftsbetrieb des Herausgebers betreffen und dem Empfänger direkt zugestellt werden, werden nicht als Anzeigenblätter angesehen.

Warum gerade dieses Steuerobjekt?

Kennt man im Reichsamt nicht die Wertschätzung der Reklame beim Geschäftsmann?

Doch wohl, denn man will sie ja gerade treffen, man verspricht sich von ihr große Einnahmen — aber man kennt die Notwendigkeit der Reklame für den Geschäftsmann nicht — man hält sie für ein Zeichen des „Aufwands", wie es in der Begründung heißt — die vox media im schlechten Sinne angewendet — eine nicht zu übertreffende Verkennung des ganzen modernen Geschäftslebens, das auf Reklame basiert. Man mag darüber entzückt sein, man mag es verabscheuen, das persönliche Urteil darf hier keine Rolle spielen, lediglich die Tatsache, daß dem so ist, darf in Betracht kommen. Diese Tatsache aber hat man außer acht gelassen.

Das ist an sich schon ein grober Fehler, ein Versuch am untauglichen Objekt, der schon allein den ganzen Entwurf richtet. Noch unbrauchbarer erscheint die Vorlage, wenn man erfährt, wie die Ausführung gedacht ist.

Zunächst hat man, um das Gesetz schmackhafter zu machen, scheinbar den Grundsatz, den Kleinen zu schützen und den Stärkeren mehr heranzuziehen, auch hier anwenden wollen.

Die Steuer beträgt für Anzeigenblätter, die mehr als einmal wöchentlich erscheinen, bis zu einer Auflage von 5000 Stück 2 %, bis 10 000 Stück 4 %, bis 50 000 Stück 6 %, bis 100 000 Stück 8 % und über 100 000 Stück 10 % der Inseratengebühren. Bei einmal oder weniger wöchentlich erscheinenden Blättern beträgt die Steuer ohne Rücksicht auf die Auflage 10 %. Die Gebühr für Sonderbeilagen beträgt allemal 20 %.

Ankündigungen (Anschläge an Litfaßsäulen, auch Leuchtreklamen usw.) werden mit 10 % der Anschlagegebühr besteuert. Bei Ankündigungen, für deren Anbringung kein Entgelt geleistet wird, soll, sofern sie gedruckt oder in anderer Weise durch mechanische oder chemische Vervielfältigung auf Pappe oder Papier hergestellt sind, für je 10 000 qcm des verwendeten Stoffes oder für einen Bruchteil (!) in Orten bis zu 50 000 Einwohnern 1 Pfg., über 50 000 2 Pfg., über 100 000 Einwohnern 3 Pfg. erhoben werden; bei Ankündigungen anderer Art das Zwanzigfache der vorstehenden Sätze. Befreit sind Firmenschilder und innerhalb eines Geschäftshauses angebrachte Ankündigungen.

Merkwürdig ist, daß diese Abstufung gerade die offiziösen, der Regierung nahestehenden Blätter sehr begünstigt. Die meist zweimal wöchentlich erscheinenden Kreisblätter, die häufig nur eine Auflage von 5000 Exemplaren haben, zahlen die geringste Abgabe. Die liberalen und parteilosen Blätter, die gewöhnlich die größten Auflagen besitzen, werden sehr hoch besteuert, und alle wissenschaftlichen und Fachzeitschriften, deren Erhaltung im Interesse der Bildung unseres Volkes unbedingt notwendig ist, sie, die am meisten um ihre finanzielle Lukrativität zu kämpfen haben, werden am stärksten bedacht.

Freilich hat man nicht beabsichtigt, den Verleger selbst zu besteuern, die Steuer sollen vielmehr die Interessenten tragen. Nun, der Begriff der Steuerabwälzung dürfte im Reichsschatzamt genügend bekannt sein. Daß die Inserenten in irgendeiner Form die Steuer von sich abzuwälzen verstehen werden, wenigstens zum Teil, dürfte auf der Hand liegen. Namentlich bei den kleineren Zeitungen und bei den vielen, besonders wissenschaftlichen Wochen- beziehungsweise Halbmonats- und Monatsschriften, die mit allen Mitteln auf Gewinnung von Inseraten bedacht sein müssen, werden sie den Verlegern einfach die Pistole auf die Brust setzen und sagen: „Entweder ihr tragt die Steuer oder ihr erhaltet keine Inserate mehr", und bei den größeren Zeitungen wird man die Inserate eben einschränken.

Daraus ergibt sich folgendes:

Ein Teil der Wochen- und Monatsschriften wird in seinen Erträgnissen zurückgehen, ja vielleicht überhaupt das Erscheinen einstellen. Die großen Tageszeitungen werden der verminderten Erträgnisse halber nicht mehr soviel Geld für den Ausbau des redaktionellen Teils ausgeben können: denn die Inserate sind der Lebensnerv jeder Zeitung, ohne sie kann keine Zeitung bestehen.

Dies scheint man im Reichsschatzamt nicht bedacht zu haben, man scheint dort vielmehr der Anschauung zu sein, daß die Haupteinnahmen einer Zeitung in den Abonnementsgebühren lägen, und hat deshalb von einer Abonnentensteuer Abstand genommen. Man wiege einmal den ganzen Monat hindurch eine Tageszeitung und stelle den Preis des Papiers dem des Abonnements gegenüber, so wird sich nicht selten ergeben, daß der Abonnementspreis viel niedriger ist als der Preis für das gelieferte Papier. Bei Kunstzeitschriften sehe man sich die Ausstattung an und lasse von einem Fachmann kalkulieren, was das Heft kostet: häufig wird der Herstellungspreis dem Abonnementspreis gleich, ja überlegen sein. Es kann also nicht anders sein, als daß Inserate die Zeitungen lebensfähig machen. Nimmt man

ihnen aber diese Lebensfähigkeit, so nimmt man auch dem Volke Bildungsmöglichkeiten. Man wird zugunsten des Reichsschatzamtes behaupten dürfen, daß es etwas derartiges nicht erzielen *wollte*, daß man es aber erzielen wird, ist ein Beweis dafür, wie wenig Sachkenntnis der Bearbeiter dieses Entwurfes besitzt.

Noch etwas anderes ist zu berücksichtigen: Nicht die Zeitungen allein werden geschädigt, nicht die Bildungsmöglichkeiten unseres Volkes allein werden verringert, sondern das Reich verringert, indem es sich *diese* Einnahme schafft, seine anderen Einnahmen und die der Bundesstaaten.

Reklame ist heute — das ist an dieser und an anderen Stellen so oft und so überzeugend ausgeführt worden, daß sich eine Wiederholung erübrigt — so notwendig und so unentbehrlich, daß jedermann, der im Erwerbsleben Erfolg haben will, sich ihrer bedienen muß.

Am meisten verbreitet und den Zwecken einer erheblichen Anzahl unserer Geschäftsleute am besten entsprechend ist die Zeitungsreklame. Wenn die Geschäftsleute bei den größeren Zeitungen gezwungen werden, die Kosten der Steuer selber zu tragen, so werden sie bemüht sein, diesen Betrag dadurch von sich abzuwälzen, daß sie ihre Reklame verringern. Mit der Verringerung der Reklame tritt aber unzweifelhaft eine Verringerung des Umsatzes ein — und eine Verringerung ihrer Steuerfähigkeit. Das kann sich das Reichsschatzamt von jedem Reklameverständigen ziffernmäßig nachweisen lassen.

Auch in der eigenartig gedachten Erhebung der Steuer berührt die Vorlage seltsam. Die Begründung sagt, die Zeitungen werden ohne besondere Mühe imstande sein, die Steuer von den Inserenten einzuziehen, die vorgeschlagene Einrichtung beuge der Gefahr einer Verkehrsbelästigung vor, ohne Rücksicht auf die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit — das ist doch eine Behauptung, die durch nichts, am allerwenigsten durch den Entwurf selbst, gerechtfertigt wird. Man hat hier das Kunststück fertiggebracht, statt einer Begründung eine Behauptung aufzustellen.

Schuldner der Steuer ist der Anzeigende, doch haftet der Verleger für die völligen Steuerbeträge als Staatsschuldner vorbehaltlich des Rückgriffes gegen die Steuerträger. Der Verleger eines Anzeigenblattes hat die Abgaben zu berechnen und einzuziehen und erhält dafür eine Vergütung von 10 % des nach der Steuerberechnung abzuliefernden Steuerbetrages. Die Steuer wird erhoben im Moment der Annahme des Auftrages.

Dieser Vorschlag über die Art der Erhebung zeugt wieder von mangelnder Kenntnis tatsächlicher Verhältnisse, er ist ein ausgeklügeltes Musterprodukt des grünen Tisches. Im Reichsschatzamt weiß man wahrscheinlich nicht, daß die Anzeigengebühren, namentlich seitens der größeren Inserenten, vierteljährlich, halbjährlich, zumeist ganzjährlich bezahlt werden, und im allgemeinen nur für die kleineren Anzeigen, die man freilassen will, die Gebühren sofort bezahlt werden. Es wird also den Verlegern zugemutet, aus ihrer Tasche erhebliche Vorschüsse an das Reich zu zahlen. Nehmen wir an, eine Tageszeitung mit über 100 000 Auflage und täglich nur fünf steuerpflichtigen Inseratenseiten, die einen täglichen Ertrag von 2000 M., also einen vierteljährlichen von rund 180 000 M. bringen, muß an den Staat im Laufe des Vierteljahres 18 000 M. zahlen, die noch nicht in ihren Händen sind. Der Verleger muß seinem Geschäft also ein erhebliches Betriebskapital entziehen; einen Zinsverlust hat er freilich nicht, denn diese 18 000 M. verzinsen sich recht gut, da ihm für die Mühe der Einziehung 10 % bewilligt werden — Verlegenheitsprozente, denn im Reichsschatzamt weiß man nicht, wie man die Steuer selbst einziehen soll. Man hat anscheinend eine dunkle Ahnung gehabt, daß es im Zeitungsbetrieb doch nicht ganz so einfach zugeht, und daß man eine genaue Kenntnis des gesamten Annoncenwesens haben müsse, um vollständig und richtig die Steuer zu erheben. Die Lösung aus dieser Schwierigkeit war aber für die Regierung äußerst einfach: Man ließ die sämtlichen Verleger zu Steuerbeamten mit der Erlaubnis zum Nichttragen der Uniform avancieren und regelte, damit sie recht tätig seien, ihre Bezüge nach ihrem Umsatz, gab ihnen also auch die Qualifikation der Provisionsreisenden.

Ferner hat man, weil man es vielleicht nicht besser wußte, keine Rücksicht darauf genommen, daß sehr viele Inseratenaufträge, die ganzjährig erteilt sind, plötzlich sistiert werden; dann, daß Inserenten in Konkurs geraten können, und daß der Verleger eine Konkursquote erhält, die niedriger ist als der Betrag, den er an Steuer abführt; und, selbst wenn nachher eine Rückvergütung stattfinden sollte, dergestalt, daß wirklich nur die Konkursquote besteuert wird, so ist es immer noch hart genug, daß der Verleger außer dem Verlust, den er hat, auch noch Steuer tragen soll.

Alles in allem hat der Entwurf in jedem Punkte die gröbsten Fehler aufzuweisen. Ohne jede Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse aufgestellt, verstößt er im Gegenstand der Besteuerung, in der Art der Steuerabstufung und in der Art der Steuererhebung völlig gegen die Grundsätze der Steuertechnik; es ist daher die Pflicht der Volksvertreter, den unzweifelhaft zahllos einlaufenden Protesten Beachtung zu schenken und die Vorlage einmütig abzulehnen.

Rundschau

Theaternotizen

Neues Theater: Israel. Ein Stück in drei Akten von Henry Bernstein. Uebersetzt und inszeniert von Rudolf Lothar. Jemand spielte Sonaten von Mozart. Eine junge Frau sagte: „Mein Vater ist überzeugt, daß im Himmel Mozart gespielt wird .. Jeden Sonntag spielte ihm meine Mutter Mozart vor. Meine ersten Vorstellungen vom Himmel und von den Engeln sind mit diesen Rhythmen verknüpft.“ Da fühlte man, nein, sah man, wie die Sehnsucht der jungen Frau sich wie ein blitzschneller, rasch entschwindender Vogelflug nach der entfernten Heimat wandte, weiß und zitternd. Die Luft um uns blieb eine Weile wie bewegt davon. Als eine neue Sonate begann, schlich ich ins Nebenzimmer, um über Henry Bernsteins neue Tragödie „Israel“ zu schreiben.

In meiner Nähe stehen und hängen die schönsten Dinge der Welt... Ich sah heute Menschen, denen ich, vom einen zum andern, ein Schicksal dichten möchte; leidenschaftlich bewegt mich der Wunsch, sie zu erraten, sie eine Strecke Wegs (voneinander angezogen, lachend, stumm, grübelnd, abgestoßen) zurücklegen zu lassen, Verzagtheiten dumpf schwingen, Gebärden in der Luft gefrieren zu lassen, daß sie dastehen wie Runen auf einem Grabstein, Blicke festzuhalten in ihrer unendlichen Bedeutung, der kein Beichtvater viel Wesentliches mehr beizufügen hätte ... Sonntagnachts treibe ich anderes. Da schreibe ich über Theater.

Manchmal ist das Theater so stark, daß es dem Leben gleichkommt, dem Leben aus erster, mystischer Hand. Fiebernd wühlt man darin mit allen Sinnen. Der Blick streicht beglückt über das Bunte, Sichbiegende, Auftretende, Hingegebene wahrhafter Menschen. Man hört Stimmen und konstatiert nicht nur Organe, mit denen verdient wird. Aber diese Ekstase ist selten.

Soll ein Kritiker nur Techniken beurteilen? Er hat das Recht, von der brillantesten Technik — mit Hochachtung — degoutiert zu sein. Wesentlich ist nur: Die Kraft eines Schauspielers, wahrhaftig zu scheinen. Die Magie „Theaterkunst“ ist Schwindel. Drei Viertel der Theateraufführungen sind handwerklich aufgebauter Schwindel... Es soll ein Verdienst sein, da mitgehen zu können? Für Auguren, die davon profitieren, vielleicht; für mich nicht.

*

Der neue Bernstein wird bei Herrn Schmieden gespielt. Es ist ein vieraktiger Vorgang, den man auf drei Dialoglängen reduziert hat, mit einem Selbstmord am Ende. Den Selbstmord begeht der Sohn einer Herzogin, den ein jüdischer Bankier gezeugt hat. Dieser Vorgang wird nochmals, zwanzig Jahre später, wiederholt, indem zur Darstellung gelangt, welche semitischen Instinkte sich mit aristokratischen Rasseneigungen vermischten, um ihr Produkt ... zu morden. Ein jüdischer Bankier hat eine Herzogin mit Erfolg geliebt. Ihr Sohn, der junge Herzog, entwickelt sich zu einem agitatorisch ungewöhnlich begabten Antisemiten, der seinen Vater aus dem Klub hinausbefördert. Als der Vater sich sträubt, schlägt ihm der Sohn den Zylinder vom Kopf und zwingt ihn, sich mit ihm zu schlagen. Die Mutter ist trostlos. Es kommt zur großen Szene. Der Sohn erfährt das Ungeheure, von einer gebrochenen Mutter, die gottlob schon lange vorher fromm geworden ist; denn sonst müßte auch sie sterben. Der letzte Akt führt Vater und Sohn zusammen. Und wie benimmt sich der Vater? Widerwärtig. Da er den Sohn verzweifelt sieht, richtet er sich auf und spricht mit einer fatalen Ueberlegenheit Dinge, die ... In Stücke reißt er den armen Teufel, seinen Sohn, Leichenschändung begeht er, sagt plötzlich „Du“ zu ihm und „Jude“. „Denn“, sagt er, „wir lieben unsere Kinder.“ Ich habe nie etwas Unverschämteres gehört als dieses „Du“, das der Geliebte einer schönen Frau, die ihn längst vergaß, zu ihrem Schmerzenskind sagt, das den Bankier erst zwanzig Jahre nach seiner Geburt, im Klub, kennen lernte ... Das soll ein Rassezug sein und ist in Wirklichkeit eine Infamie, derentwegen die Juden Herrn Bernstein boykottieren sollten.

*

Warum ist dieser kolportagehafte Wollüstling unter die Ideologen gegangen? Warum vermaß er sich, mit anderen Reizen zu experimentieren als den romantischen Gewittern seidener Jupons? Sonst pries er den leiblichen Luxus der „Pariserin“, die in ihrer Equipage zur höllischen Straßenecke fährt, wo sie aussteigt und tief verschleiert hundert Schritte zu Fuß geht, um dann in einer Mietsdroschke zur Garçonnière zu eilen... Sie ist eine schöne Verbrecherin. Sie würde Morde begehen für den Geliebten. Aber vor ihm wird sie eine hektische Ophelia. „J'aime tant tes bous yeux“ sagt sie, und schmeichelnd bittet sie: Erzähle mir von deiner Mutter. Hätte sie mich geliebt?

Ernsthaft pflegte er solches zu berichten, der Dichter Bernstein. Sein sehnsüchtiges

Herz war um einige Regungen proletarischer als das von maître Bourget. Die Heiterkeit, die er uns schenkte, war rein und ungetrübt. Er spickte sein solides Szenarium mit einigen Lesefrüchten, die einen Schimmer von Menschlichkeit verbreiteten; so war der Humor seiner Tragödien vollendet. ... Diesmal sind die Lesefrüchte langweilig, das Jupongewitter steht nur in einem (zwanzig Jahre alten) Kalender, und die eigene Handarbeit ist so grob, so roh, daß selbst die geruhsame Fröhlichkeit eines Bernsteinverehrers bösartig zu einem explosiven „Haut ihn! Haut ihn!" anschwillt. „Haut ihn! Erstickt ihn in Jupons! Ertränkt ihn in Patschuli!" In Schönheit soll er sterben.

René Schickele

Abende

1

Wintergarten

Wenn Herr Otto Reutter auf dem Programm steht, so ist die weite Eisenbahnhalle jeden Abend prall gefüllt. Er wird von der Masse bedingungslos geliebt und ist für die Empfindlichen gerade noch erträglich. Ich kenne in Hamburg junge Getreidehändler. Die rechnen die Monate, da Herr Reutter im Hansa-Theater auftritt, zu den beglänzten, fühlen sich bereichert und erregt, besuchen das Variété übertrieben häufig und glühen noch folgenden Nachmittags, im Café „Alsterpavillon", rosig auf in der trällernden Rekonstruktion von Otto Reutters Strophen. Worauf beruht es? ... Dieser Neuerer hat (neben ein paar technischen Klugheiten: Kargheit der Gesten; scharf artikulierte Herausarbeitung allein des Textes — zu bekannten Melodien, die jeder mit Genugtuung wiedererkennt) dem von Schwiegermutterdünsten erfüllten Pflichtenkreise des deutschen Komikers etwas reine Luft zugeführt, vielleicht sogar ein bißchen Sauerstoff. Er wagt es, Beziehungen zum Tage herzustellen, zur Politik, zu den Vermischten Nachrichten. Otto Reutter liest Zeitungen und singt dann von der Reichsfinanzreform. Niemand verlangt von ihm, daß das sehr witzig sei. Dem Deutschen erscheint die Politik allein dadurch, daß sie von der Variété-Bühne herabtönt, komisch genug, um wütend belacht zu werden (wie etwas in Deutschland einzig durch die Tatsache, daß es in einem „Witzblatt" enthalten ist, zum Witze wird —; so gut sind wir erzogen).

Immerhin bedeutet Herr Reutter einen der bei uns höchst seltenen Fälle, daß Tat und Geist sich verbinden — in niederen Sphären. Ein Vertrauensmann deutscher Nation, darf er sogar kleine Wahrheiten sagen, die wenig schmerzen. Er mißbraucht das nie. Er ist kein Revolutionär ... Dieser Bürger wird die Deutschen nicht peitschen ... Im Kriegshafen Brest sah ich, auf der kleinen Bühne des „Caveau Montmartre", einen Herrn, der zehnmal eleganter war als Otto Reutter, ja: dessen Aeußeres auf eine Limonadenart den Oscar Wilde plagiierte. Der knirschte Dinge, wie: Die jungen Leute vom Lande dürfen die wunderschönen Dorfmädchen nicht lieben. Sitte und Religion verbieten es. Die jungen Leute müssen in die Stadt gehen, bei Nacht hinter die Kathedrale, in die Häuser mit den grünen Fensterläden (sie klopfen an, ihr Herz klopft sol) ... und kehren in ihr Dorf zurück, vergiftet, hinsiechend!! Neben ihnen verwelken die wunderschönen Mädchen. Göttliche Weltordnung! ... Comme ça ... Aber fürchtet nichts: Herr Reutter hat höchstens einen kleinen literarischen Ehrgeiz bürgerlicher Färbung. Er möchte ein Lustspiel schreiben können. Wie er denn seine Laufbahn begonnen hat als Angestellter einer Art von Dichtungsfabrik, darin ein reicher Herr eine Anzahl hungernder Bureau-Poëten auf seine Kosten und unter seinem Namen dichten ließ. Herr Reutter verfertigte damals Heldendramen, deren Versanfänge er, so oft es ging, durch das heimliche Akrostichon „Otto Reutter" dämonisierte, um bei Gelegenheit seine mißhandelte Autorschaft doch noch nachweisen zu können ...

2

Gioconda Cerutti

Im Künstlerhause (an einem Abend des Vereins für Kunst) reißt der Vorhang auseinander. Man sieht ein gesellschaftliches Idyll aus dem Gartenzimmer eines englischen boarding-house. Da sitzen an einem sommerlichen Bambustisch, in hellen, geflochtenen Korbstühlen ein Herr und eine Dame. Der Herr hat die Freundlichkeit, den Zuhörern die Worte seiner Partnerin ins Deutsche zu übersetzen. Die Dame stammt aus Amerika, wohnt in Paris, heißt — gibt es einen suggestiveren Namen? — Loïe Fuller und plaudert einiges Akademische über den Tanz. Sie hat den Serpentintanz erfunden und sagt doch über ihr Thema nur Dinge, die jede andere kluge Frau ihm ebensoleicht abgewinnen könnte. Das ist höflich. Miß Fuller plaudert sehr anmutig. Ein bißchen altmodisch. Im Stil etwa englischer Familienromane ... Und meine Erinnerung baut jene wunderbar magere, sichere, reinliche anglo-amerikanische Geselligkeit wieder auf, der es keine Probleme gibt, keine kritischen und beängstigenden Unruhen. Haben Sie jemals bei der galanten, diskreten Lauigkeit eines englischen Kamins gesessen? Nicht wahr: das rote Feuer flackert auf kluge Gesichter, in denen ein gesunder Ansatz zu

gothischem Transzendentalismus geduldet wird? Wenn Kinder da sind, so haben sie violette Strümpfe um die elfjährigen Mädchenbeine herum und schauen verehrend zu ihrem Vater empor, diesem alternden Gentleman aus Torquai, Devonshire, der sein silbernes Zigarettenbehältnis, seine beginnende Zuckerkrankheit und seine entzückende Schweigsamkeit mit hohem Anstand trägt. Es fällt kein Wort zu viel, keine Geste zu viel, keine Empfindung zu viel. Auf dem Tische stehen, in schlanker Vase, Narzissen, die weder hektisch noch krank sind; und an den hellen Wänden dürfen, neben Whistler und Gainsborough, ein paar graurote Sportgrotesken grinsen...

So edel-anständig ist die gesellschaftliche Art der Loie Fuller. Sie spricht ein paar Worte zur Einführung ihrer Freundin, einer jungen italienischen Tänzerin. Dann erhebt sie sich und läßt der Gioconda Cerutti die Bühne. Die tanzt barfuß und hat daher bei einigen das Bild der Duncan heraufbeschworen. Oh! Aus sehr verschiedenen Gefühls- und Temperamentsbezirken kommen Isadora und diese Gioconda (die, in ihren tiefsten Momenten, jenes Leonardo-Lächeln hat, das Maurice Barrès also interpretiert: „Wir müssen lächeln, wenn wir sehen, welche Anstrengungen du machst, um zu ergründen, was mich interessiert...") Signorina Cerutti hat den schmalen Körper und die langen Beine, die wir auf den Bildern der italienischen Primitiven bewundern. Und sie hat, von Natur, die Leibesrhythmik eines Tiers. Dazu ist später etwas Balletschule und etwas Salon gekommen. Das hat wenig geschadet und wird leicht zu paralysieren sein. Und dann werden zwei Weltteile unter den Erregungen der Cerutti zucken. Naive Wildheit ist in ihr und naive Dramatik. Manchmal, in den Stationen einer danse macabre, hat sie den todesblassen Puderkopf einer geschändeten Montmartroise — irrt, taumelt, rast letzten Steigerungen entgegen. Dann wieder flattern, aller Erdenschwere ledig, Knospenblätter durch die Frühlingsluft. Und orientalische Gewänder schwellen um einen sehr jungen Leib. Nicht vergebens. Das ist der Triumph dieser Tänzerin, daß sie, edler Gemessenheiten wie rücksichtsloser Erregtheiten fähig —, wenn sie will, auch den Kritikern des „Monico" Genüge leisten kann. „Monico" ist der Prüfstein...

Als Gioconda geendet hatte, stand in der Garderobe, neben dem offenen Reisekorb und der mütterlich blickenden Loï Fuller, ein Mädel mit aufgelöstem Haar, ganz in Schweiß, leuchtend, glücklich und zerfetzt —: eine, die sich hergegeben hatte. Kommt sie in die richtigen Hände, so wird sie beide Welten revolutionieren. Und mitleidslos wird man dieser Renate Fuchs einen Impresario von der Sorte Peter Graumanns wünschen müssen...

Ferdinand Hardekopf

Konzertnotizen

Der Salontonsetzer Moritz Moszkowski dirigierte im vierten philharmonischen Konzert sein neues opus 79, eine vornehme Variétémusik, vergröberter Délibes. Was hat diese A-dur-Suite an einem Nikisch-Abend zu suchen? Auch Emanuel Moórs opus 69 — eine Zwei-Celli-Qual — konnte trotz Pablo und Guilhermina Casals de la société des instruments anciennes unmöglich für nikischreif gehalten werden. Debussys „L'après midi d'un faune" wirkte auf diese Nüchternheiten wie Pommery mit Lafite. Und Artur Nikisch schlürfte diesen Trank mit Andacht. :: Die deutsche Emigrantin Schumann-Heink ist immer noch die machtvollste Kontra-Altistin mit großzügigem Vortrag. :: Max Regers schlichte Weisen (op. 76) sang Frau Fischer-Maretzki mit schlichter Stimme, während der Komponist sie geheimnisvoll begleitete. :: Grieg und Alkan vermittelte Severin Eisenberger in zarter Weise. :: Immer reifer wird Paula Stebel. Ihr Flügelton hat männliche Kraft. :: Zwei hoffnungsvolle Musiker sind Heinrich Fiedler (Geige) und Paul Schramm (Klavier) — Konzert im Mozartsaal mit Blüthnerorchester — der erste besticht durch satten, warmen Ton, der zweite ist noch etwas stürmisch. :: Das Beethovensche Tripelkonzert hört man selten so beethovensch wie von Henri Marteau, Hugo Becker und Leonid Kreutzer. :: Kompositorisch begabt, doch ohne Eigenart, ist die Klavierspielerin Adele aus der Ohe. :: Die junge Miß Kathleen Parlow spielte Violine. Ihr geistiges Erfassen reift, die Technik ist durchsichtiger. :: Bei Bertha Stockert stockt's mit der Stimme, den Textdichtern hat sie mehr zu sagen. :: Die Kesselpauken — diesmal waren es zwei — bildeten im Blüthnersaal einen störenden Hintergrund. Und wieder war es ein Flügel, der in der vordersten Ecke verschämte Blicke warf. Und ängstlich drohte er nach unten zu rutschen, denn das hintere Bein war auf eine höhere Podiumstufe gesetzt. (Man nennt so etwas: „Konzertarrangement".) Und Emil Frey, ein zartes Männchen mit verträumten Blicken und Lockenhaupt, griff gewaltig in die Jbachschen Tasten, als er mit der Bach-Taussigschen D-moll figurierten Toccata begann. Orchestrale Wirkungen wußte er zu erzielen. Ein ernster Spieler, aus dem ein großer Künstler werden wird. :: Mit vieler Liebe behandelten die Herren Da Motta, Wittenberg und Anton Hecking (III. Kammer-

musik-Abend) das Scherzo im Brahmschen H-dur-Trio (op. 8), während im Allegro Da Motta hätte zurückhaltender sein sollen.

Max Olitzki

Bemerkungen zur Buchkunst

Ziel der Buchkunst ist die Betonung des Sachgefühls, das das Buch in uns erweckt. Gleicherzeit schafft sie das Buch als optischen Wert und öffnet so dem dekorativen Bedürfnis Wege. Die künstlerische Wirkung des Buches ist kunstgewerblicher, teleologischer Art, durch sachliche Prinzipien bestimmt. Das ästhetische Verhalten wird durch die Ueberwältigung der durch jede Sache gegebenen Widerstände diktiert: je reiner sie sich in ihrem Material ausdrückt, je beziehungsloser zu fremden Körpern, um so stärker ist die ästhetische Wirkung. Beispielhaft ist der Eindruck der Maschine, wie ihn Johannes V. Jensen skizziert: „Um die Maschine zusammenzudrängen und sie bis aufs äußerste tüchtig zu machen, hat man verändert und hinzugefügt, wobei nur Rücksicht auf das Praktische genommen werden konnte. Die Schönheit aber folgt der Kraft! Die Maschine ist vollendet schön." Künstlerische Arbeit über dieses Prinzip hinaus beraubt den Gegenstand seines ursprünglichen Sachwertes und stellt ihn in den Widerspruch von Nutzgegenstand und Kunstwerk an sich. So geht es mir mit dem Tafelgerät gewisser deutscher Künstler wie mit den Buchwerken achtloser Morrisepigonen. Das Verhältnis des jede kunstgewerbliche Arbeit konstituierenden Zweckes zu dem dekorativen Ausdruck ist im gleichen Maße Sache des Taktes, wie das des Dramas zur Szene. Die Schönheit des Nutzgegenstandes emaniert aus einer tiefen Erkenntnis seiner Bestimmung, und darum hat die gewerbliche Schönheit noch rückwirkend eine disziplinierende Bedeutung: beim Buche zum Beispiel stellt sie unsere Sinne auf das Tempo des Werkes ein. Ehe ich mich dem Verständnis der Worte nähere, ist die Sphäre des Buches meiner Phantasie durch vieles signalisiert: durch die Schwingungen der Vignetten, der Haltung der Initialen, der Durchsichtigkeit des Satzspiegels, der Größe und Stärke der Typen. Die Sinne spielen, ohne beengt zu sein: diese Aufgabe wird dem Buchkünstler zu einem Problem, wenn er sich illustrativ beteiligt. Die Illustration führt das, was der Dichter dem Lesenden zu träumen freigegeben hat, die Geistigkeit der Handelnden in einer präzisierten Körperlichkeit darzustellen, als unvariable Faktoren ein. Die Buchkunst hat das Starre des Photographischen durch die Freiheit der Kunst zu überwinden. Nicht das Zufällig-Persönliche, sondern das Moralische einer Situation stellt der Künstler dar. Beardsleys Salome zeichnet nur das Gesetz der Persönlichkeiten; in dem sorgfältig vorbereiteten Bacchanal der Linien drückt sich die Idee des Künstlers mit notwendiger Sicherheit aus: man vergleiche damit die allegorisierende Ausstattung der „Judith" durch Th. Th. Heine (Hans von Weber Verlag, München), deren peinlich unruhige Blätter in deutlicher Zusammenhanglosigkeit den Weg von der intellektuellen Zergliederung des Themas zu dem Versuch eines dekorativen Ausdrucks zeigen. Er gibt das physiologische Leben des Nervengeflechts, statt es zur Körperlichkeit gereift an der Oberfläche sichtbar zu machen: unabweisbar verletzt die Gewißheit, daß die Blätter aus einer starken Intelligenz statt aus einem sinnlich-dekorativen Eindruck entstanden sind. Er reproduziert unwahrnehmbare Schwingungen der Nerven photographisch: dabei geht das Imponderabile, die schöpferische Erregung, verloren. Die Visionen geben sich als ornamental aufgelöste Lichtbilder zu erkennen. Kamera und Metaphysik bleiben unvereinbar. — Ich notiere diese Bemerkungen gelegentlich eines Büchleins von Felix Poppenberg: „Buchkunst" (Verlag Marquardt & Co.), der sich hier ganz seinen historisierenden Neigungen überläßt und an Hand eines reichen Bildermaterials über die Wandlungen der Buchkunst orientiert.

Rudolf Kurtz

Professor Knatschke

Achtunddreißig Jahre sind die Reichslande nun deutsch. Ein Leben, kleine Mimi. Heute bist du zwanzig Jahre alt, alle lieben dich um deiner Jugend willen, und du liebst das Leben, das wie ein süßer Rausch in deinen Adern perlt. Bedenkst du aber, was du in achtunddreißig Jahren sein wirst, du und ich? Heiße und bittere Tränen schießen mir in die Augen: in achtunddreißig Jahren bist du eine alte Frau und ich ein armer Greis. Alles wird dann tot sein. Achtunddreißig Jahre sind in einem Menschenleben wie die Ewigkeit selbst, und vor der Ewigkeit hält nichts stand. Haß kann in ihr erlöschen, Legenden und hohes Pathos, für das wir sterben wollten, kann längst verklungen sein, neue Ideen können zum Leben erblüht sein, wie grünes, wehendes Gras unfruchtbare Gräber überzieht und unsichtbar macht. Achtunddreißig Jahre genügen, um Völker zu ändern, aus Feinden Freunde zu machen. Römer, Engländer, Franzosen würden sich in solcher Spanne okkupierte Länder angegliedert haben.

Achtunddreißig Jahre nach Sedan hat ein Elsässer zur Feder und Stift gegriffen und ge-

zeigt, wie er und seine Stammesgenossen den „wiedergewonnenen deutschen Bruder“ sehen, wenn sie vom einzelnen absehen, einen Durchschnitt durch den Typus legen und die enthüllte Struktur durch die Karikatur vergrößern und verdeutlichen. Völker beurteilen sich nach dem äußeren Eindruck, den sie aufeinander machen, Eroberte prüfen durch das Auge. Das Resultat ist der Wodansenkel, den auch die Leute vom „Simplizissimus“ entdeckt haben. Eine Stelle aus Ganst:

„... Nun ging die Tante in die Küche und kam zurück mit — wer würde es glauben! — mit einer stattlichen Platte Austern! Wir haben uns alle gefreut, und Dr. Kugelberg sagte, er hoffe, daß man doch nicht seinetwegen so luxuriös esse. Da hat Tante Lotte gelächelt und gesagt, das wäre gar kein Luxus, sie habe die Austern selbst gemacht, und hat uns die Zubereitungsvorschriften gegeben. Das Rezept ist so eigenartig, daß ich es gleich niederschreiben muß. Also: zuerst macht man Meerwasser, indem man ein halbes Pfund Salz in einem Liter Wasser sich auflösen läßt. Dann nimmt man leere Austernschalen, die man in jedem besseren Restaurant überaus billig haben kann, und gießt in jede Austernschale acht bis zehn Tropfen Meerwasser. Dann nimmt man Heringsmilcher von prima Bismarckheringen und schneidet sie vorsichtig mit der Schere in runde, talergroße, austernförmige Stückchen und legt ein Stückchen in jede Schale. Darüber gibt man wieder einige Tropfen Meerwasser und etwas Zitronensaft oder besser Zitronenessig; noch ein wenig Maggiwürze, und die Austern sind fertig. Wir haben alle der Tante zu ihrer Erfindung gratuliert, und es hat uns allen wunderbar geschmeckt. Dr. Kugelberg nannte es ein kulinarisches Meisterwerk ...“

Wer behauptet, daß das nicht noch immer deutsch sei? Dort, wo man am deutschesten ist, in der Familie? Ich wollte einst die Stadt Goethes und der deutschen Klassik kennen lernen und mietete mich in einer Pension ein. Jeden Samstag gab es ein Kasserollegericht, das aus gedämpftem Reis und darin eingebetteten Bestandteilen zweier Heringe bestand. Echt deutsch war die schelmische Benennung: „Herings Begräbnis.“ Ich sehe noch die thüringisch-germanische Hausfrau und Böcklins Toteninsel, die mir gegenüber hing und die eine natürliche Gedankenverbindung mit dem Heringsbegräbnis zusammenbrachte — seitdem bin ich nicht wieder nach Weimar gegangen: ich gehe auch nicht mehr hin. Ich gehe überhaupt öfter ins Ausland, um den Surrogaten zu entfliehen.

Flaccus

Zur Kritik der Kritik

Seit den glorreichen Tagen, da sich Hermann Sudermann so heftig und sicher in die Disteln der verrohten Kritik setzte, will es gar nicht mehr stille werden im Chore derer, die wider einen elenden Rezensenten purren. Der Chor hat recht. Es ist ganz gut, wenn die Dichter einmal die Rolle der „stummen Hunde“ aufgeben und, wie es selbst Goethe getan hat, einen groben Klotz auf einen groben Keil setzen. Es ist schon deshalb gut, weil das Publikum auf diese Weise erfährt, daß ein Dichter schließlich ebensogut kritisieren könnte, wie ein Kritiker. Sagte ein Kritiker: Ihr könnt nicht recht dichten, so sagen nun wir Dichter: Ihr könnt nicht recht kritisieren. Und das Publikum sagt sich: Nur sagen kann ich selber. — Es wäre hübsch, wenn das Publikum dadurch zu der Ueberzeugung käme: Zu sagen ist am Ende auch eine Kunst.

Otto Julius Bierbaum

Politische Gedichte

Winter

Die Bäche sind gefroren.
Weiß schimmern Wald und Feld.
Mit Watte in den Ohren
durchstreift der Mensch die Welt.
Wie günstig wirkt die Watte!
Sie dämpft den lauten Ton.
Und wenn man Aerger hatte,
weiß man nichts mehr davon.
Wer denkt noch an die Krise
in unsrer Monarchie?
Vergessen hat man diese
infolge der Charpie.
Im Reichstag ein Geflüster
klingt an das Ohr gedämpft.
Es wird dort um Minister-
Verantwortung gekämpft.
Wir lassen uns nicht stören.
Die Watte nützt uns gut.
Wir wollen lieber hören,
was man im Ausland tut.
Das dringt durch Wattepfropfen
wie liebliche Musik. —
Wer wollt' sein Ohr verstopfen
der Auslandspolitik?
In Böhmen bleibt kein Bein heil.
In Serbien gibt's Radau.
In Frankreich ist Frau Steinheil
die interessanteste Frau ...
Die Bäche sind gefroren?
Was kümmert uns der Frost?!
Die Watte aus den Ohren!
Lärm dröhnt aus West und Ost.

J. Diot

G. m. b. H.

Wenn bei uns neue Steuern eingeführt werden, so pflegt die Regierung zur Begründung sehr häufig darauf hinzuweisen, daß der von der Steuer betroffene Erwerbsstand bisher zu gut weggekommen und darum die Besteuerung gerecht sei. Daher verlangt sie dann, daß die betreffenden Steuerzahler gleich recht kräftig in den Beutel greifen, und bei der nächsten Steuerreform wird mit dem Gesichtspunkt operiert, daß nun wieder eine Besteuerung anderer Erwerbsstände notwendig sei, weil jener zu hoch mitgenommen wurde. So geht es abwechselnd; nur das Fazit bleibt dasselbe; und es heißt: mehr zahlen. Als im Jahre 1904 die Besteuerung der Gesellschaften m. b. H. eingeführt wurde, hieß es in der Begründung, diese Gesellschaften seien bisher ungerechtfertigerweise verschont geblieben, während die Aktiengesellschaften doch der Steuer unterliegen. In der Begründung zum Gesellschaftssteuergesetz sagte man (vier Jahre später) daß eine prozentuale Höherbesteuerung der Aktiengesellschaften als der Gesellschaften m. b. H. notwendig sei, weil die Aktionäre eigentlich in keiner Weise mit der Gesellschaft verknüpft sind, während die Gesellschafter der G. m. b. H. in vielen Fällen gleichzeitig auch Geschäftsführer, also die eigentlichen Leiter des Unternehmens sind; dadurch unterschieden sich die beiden Gesellschaftsformen voneinander in sehr erheblichem Maße. Ich bin neugierig, ob man nicht nach einiger Zeit die Gesellschaftssteuer auch auf die Gesellschaften m. b. H. ausdehnen wird; wieder mit der Begründung, daß diese gegenüber den Aktiengesellschaften doch zu gut wegkämen. Vorläufig ist allerdings das Projekt der Gesellschaftssteuer überhaupt ins Wasser gefallen; die Kommission des Abgeordnetenhauses hat die Vorlage abgelehnt. Aber wer weiß, ob sich die Dinge nicht noch bis zur zweiten Lesung ändern. Und selbst wenn das preußische Parlament standhaft bleiben sollte, würde doch die Antwort der Regierung eine Dividendensteuer im Reiche sein. Dort hat man (mit Hilfe des Zentrums) eine Majorität sicher, die mindestens als Schreckmittel für das unfolgsame Abgeordnetenhaus dienen kann.

Bekommen wir eine Dividendensteuer im Reiche, so dehnt man sie vielleicht von vornherein auf die Gesellschaften m. b. H. aus. Bereits machen sich ja selbst in Kreisen der Industrie Stimmen geltend, die von einer Begünstigung der G. m. b. H. in bezug auf die Besteuerung manches Unheil erwarten. Die Düsseldorfer Handelskammer hat an die preußischen Handelskammern ein Schreiben gerichtet, worin sie darauf hinweist, daß die Gesellschaftssteuer eine starke Förderung der Gesellschaften m. b. H. zur Folge haben werde, so daß hiermit „eine erhebliche Verschiebung der Anlage des Volksvermögen in den verschiedenen Gesellschaftsformen" zu erwarten sei. Daraus zieht die Handelskammer den Schluß, daß eine Aenderung des Reichsgesetzes über die Gesellschaften m. b. H. notwendig sei, um die Sicherheit der Kreditgewährung zu erhöhen und die Rechte der Anteilbesitzer zu vergrößern. Die Forderung ist nicht neu; Juristen, Volkswirte, Parlamentarier und Zeitungen haben sie schon häufig aufgestellt; daß sie aber jetzt auch von einer maßgebenden Handelskammer ausgesprochen wird, ist mindestens interessant und läßt die Erwartung zu, daß die Diskussion hierüber in Fluß kommt. Ob freilich die Regierung in absehbarer Zeit an den gesetzlichen Bestimmungen etwas ändern wird, scheint mir, sofern die preußische Gesellschaftssteuer noch zustande kommt, zweifelhaft; denn gerade durch eine größere Sicherstellung der Kreditgeber und Anteilsbesitzer würde die Umwandlung bestehender Aktiengesellschaften in Gesellschaften m. b. H. gefördert und somit die Gesellschaftssteuer umgangen werden. Da die Reichsregierung nicht ohne Rücksicht auf Preußen Gesetze machen wird, dürfte sie sich von diesem Gesichtspunkt leiten und es bei den bestehenden Bestimmungen bewenden lassen. Freilich kann sie auch das Reichsgesetz ändern, und die preußische Regierung gleichzeitig die Gesellschaftssteuer auf die Gesellschaften m. b. H. ausdehnen. Das wäre eine schöne Parität, deren Anwendung wohl schon von der Berliner Handelskammer befürchtet wird. Diese hat nämlich an ihre Düsseldorfer Kollegin eine Antwort erteilt, worin sie dem Vorschlage energisch entgegentritt. Sie spricht sogar schon von der Möglichkeit, daß die Gesellschaftssteuer auf die Gesellschaften m. b. H. ausgedehnt wird, und will damit das in der Tat nicht gerade logische Argument der Düsseldorfer Kollegin von dem Zusammenhang zwischen Gesellschaftssteuer und Verschärfung der Kreditsicherung widerlegen.

Was im allgemeinen jetzt gegen das Gesetz über die Gesellschaften mit beschränkter Haftung angeführt wird, ist schon seinerzeit hervorgehoben worden, als es geschaffen wurde. Man hat im Jahre 1892 bereits darauf hingewiesen, daß der Ausschluß der persönlichen Haftung für die Gesellschafter über ihre Stammeinlagen hinaus bedenklich sei, zumal die Gesellschaften m. b. H., sofern sie nicht Bankgeschäfte betreiben, nicht verpflichtet sind, Bilanzen zu veröffentlichen. Doch wurde schließlich davon Abstand genommen, das Gesetz anders zu fassen, indem man betonte, daß der Kreditgeber hinreichend durch die Bestimmungen geschützt sei, wonach

die Gesellschafter solidarisch dafür haftbar sind, daß das Stammkapital voll eingezahlt wird. Und man hat weiter betont, daß der Inhaber von Anteilen doch auch ohne die Pflicht der Bilanz-Publikation Einsicht in die Bücher verlangen kann, sofern er entsprechende Abmachungen trifft. Die Veröffentlichung der Bilanz aber sei deshalb nicht angängig, weil dadurch „auch jedem Unberufenen Einblick in die Verhältnisse der Gesellschaft" ermöglicht werden würde. Die Veröffentlichungen der Bilanzen bei den Aktiengesellschaften, so betonte damals die Begründung, seien in erster Reihe für die Aktionäre bestimmt, für die erfahrungsgemäß die Publikation „die hauptsächlichste Gelegenheit zur Information über die Lage des Unternehmens" biete.

Die Erfahrung hat nun in der Tat gelehrt, daß die damals erhobenen Bedenken sich zum Teil als begründet erwiesen haben. Es ist nicht zu leugnen, daß die Form einer G. m. b. H. sehr häufig gewählt wird, wenn unlautere Manipulationen verdeckt werden sollen. Auch ist der Geschäftsanteil der G. m. b. H. seit dem Inkrafttreten des Gesetzes (was damals nicht vorausgeahnt wurde) bis zu einem gewissen Grade mobilisiert worden. Das sollte damals dadurch verhindert werden, daß man die schriftliche und notarielle Form für die Uebertragung vorschrieb. Wie wenig jedoch eine solche Erscheinung der Verkaufsformalitäten verhindert, daß die davon betroffenen Werte Handelsobjekte werden, das zeigt sich jetzt recht deutlich. Und mit Recht erinnert die Düsseldorfer Handelskammer daran, daß sich auch schon Bestrebungen gezeigt haben, den Handel in G. m. b. H.-Anteilen börsenmäßig zu organisieren. Ich kenne selbst eine ganze Reihe von Fällen, in denen solche Anteile durch Vermittlung von Bankiers an völlig geschäftsunkundige Personen verkauft worden sind. Genau wie beim Handel in nicht börsengängigen Aktien wird vom Käufer nur die Höhe der Dividende mitgeteilt; dieser weiß aber nicht einmal, daß ihm jede Nachforschung darüber, wie die Dividende verdient worden ist, versagt ist. Er kennt kaum den Unterschied zwischen Aktie und G.m.b.H.-Anteil; sicherlich nicht die Verschiedenheiten der beiden Spezialgesetze. Man wird wahrlich nicht behaupten können, daß die Veröffentlichung der Bilanzen, wie sie von den Aktiengesellschaften vorgenommen wird, einen zutreffenden Einblick in die Geschäftslage gewährt. Aber was man an der Hand dieser Bilanzen feststellen kann, hat doch oft genug schon genügt, um unsolide Unternehmungen rechtzeitig als solche zu erkennen. Für die Geheimhaltung der G.m.b.H.-Bilanz liegt nicht der mindeste plausible Grund vor. Hat die Publizierung den Aktiengesellschaften geschadet? Oder auch nur den Genossenschaften, bei denen es sich doch, ebenso wie bei der G. m. b. H., um Unternehmungen mit kleinem Kapital handelt?

Ob freilich eine Prüfung des Gründungsvorganges *bei der* G. m. b. H. *durch Sachverständige* ebenso wie bei der Aktiengesellschaft anzustreben ist, erscheint mir vorläufig noch fraglich. Der von der Berliner Handelskammer geltend gemachte Einwand, daß die Kollektivhaftung der Gesellschafter für Ausfälle am Stammkapital die Gründungsrevision ersetzen, ist freilich sehr wenig stichhaltig. Denn es handelt sich hierbei natürlich nicht etwa um alle Verluste am Stammkapital; es wird vielmehr durch diese Bestimmung nur gewährleistet, daß die Stammeinlage auch wirklich geleistet wird. Wie sich aber sonst die Gründung vollzieht, das bleibt vollkommen in Dunkel gehüllt. Namentlich darum, ob die an Stelle der Barzahlung eingebrachten ideellen Werte nicht zu hoch angesetzt werden, kümmert sich niemand. Hier wird freilich auch die Prüfung des Gründungsherganges wenig Nutzen stiften, denn in der Tat kann es vorkommen, daß solche Werte (Ideen, Erfindungen, Verlagsrechte usw.) von verschiedenen Sachverständigen auch verschieden beurteilt werden. Andererseits müssen die Gläubiger geschützt werden. Und gerade auf diesem Gebiete wird am meisten gesündigt. Ein Ausweg ließe sich jedoch dadurch schaffen, daß derjenige, der solche Rechte in die Gesellschaft als Stammeinlage einbringt, dem Gläubiger bei Eintritt des Konkurses bis zur Höhe der Einlage (oder wenigstens bis zu einem Teil) auf eine Reihe von Jahren verhaftet bleibt.

Sehr notwendig scheint mir auch eine Bestimmung zu sein, daß die G. m. b. H. in ihrer Firma Personennamen nicht führen darf. Der das Gesellschaftsverhältnis kennzeichnende Zusatz wird allzu leicht übersehen, und, wenn die Firma (wie es häufig vorkommt) zwei Namen enthält, der Irrglaube erweckt, daß beide Personen persönlich haftbar sind. Endlich müßte auch die Haftpflicht der Geschäftsführer gegenüber den Gläubigern in bestimmten Fällen (mindestens analog § 241 des Handelsgesetzbuches über die Aktiengesellschaft) festgesetzt werden.

Wenn das Thema erst weiter in Fluß gekommen ist, wird noch mehr darüber zu sagen sein. Vorläufig steht jedoch nach den bisherigen Erfahrungen fest, daß eine Verschärfung des Gesetzes

über die Gesellschaften m. b. H. unbedingt notwendig ist. Daran vermag auch die Berliner Handelskammer, die nach altliberalen Gepflogenheiten sich gegen fast jede Gesetzesänderung ausspricht, nichts zu ändern.

Bruno Buchwald

Verantwortlich für die Redaktion: Eberhard Frowein, Charlottenburg, Lützowerstr. 6; für den Handelsteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52

Geschäftliches

Solodant-Phonola- und Dea-Konzert. Die bekannte Solodant-Phonola, welche anfänglich als äußere Ergänzung der Klaviere und Flügel konstruiert war und später auch in Klaviere eingebaut wurde, ist jetzt nach Beseitigung vieler Hindernisse, die namentlich in der Flügelkonstruktion begründet waren, mit den Flügeln vereinigt worden. Fast zu gleicher Zeit ist es auch gelungen, den Meisterspielapparat „Dea“ ebenfalls dem Flügel einzuverleiben, so daß die Firma Ludwig Hupfeld A.-G. in Leipzig jetzt zwei Flügel herstellt, welche nach dem „heutigen Stande der Technik das Vollkommenste auf dem Gebiete des Klavierspiels“ darstellen. Dieser von Fachleuten und Künstlern getane Ausspruch ist keineswegs übertrieben, denn der Solodant-Phonola-Flügel und der Meisterspiel-Flügel „Dea“ vereinbaren zwei wichtige Mechanismen zu einem, denn was der eine klanglich erzielt, leistet der andere in rein pianistischer Hinsicht. Der Flügel erscheint daher hier mit dem Künstler vereint. Um die große Leistungsfähigkeit beider Flügel und ihre hohe Bedeutung für die Hausmusik darzutun, veranstaltete die Firma Ludwig Hupfeld A.-G. am 25. November ein Konzert in Leipzig, welches das Zusammenspiel beider Flügel brachte. Gespielt wurde das A-Moll-Konzert von Chopin, und zwar hatte der „Dea“-Flügel die Solopartie und der Solodant-Phonola-Flügel die Tuttis zu spielen. Es sei hier bemerkt, daß „Dea“ mittels elektrischer Kraft das Originalspiel der Meister völlig naturgetreu wiedergibt, während beim Solodant-Phonola-Flügel das Meisterspiel durch die Einwirkung einer vor dem Flügel sitzenden Person vermittelt wird. Das Konzert bedeutet einen Erfolg beider Erfindungen, namentlich war das in seiner Art als einzig zu bezeichnende Zusammenspiel beider Flügel ein Ereignis für das zahlreich erschienene geladene Publikum. Die Leipziger Presse erkennt an, daß eine derartig hohe Stufe der Vollkommenheit auf diesem Gebiete bisher noch nicht erreicht worden ist.

Rheinwein Moselwein

Weinbau. FRANZ GRAF jr., GEISENHEIM a. Rh. Weinhandel

Weinbergbesitz in Johannisberg und Winkel

Preis M. 1.00, kleine Tube M. —.60, Oesterreich-Ungarn Kr. 1.50, kleine Tube Kr. 1.00

seit fünfzehn Jahren von Aerzten und Zahnärzten ständig empfohlen

P. BEIERSDORF & Co., HAMBURG

LONDON E. C., Idol Lane 7—8. Vertrieb für U. S. A. Lehn & Fink, NEW YORK

WALTER LEISTIKOW

geboren 25. Oktober 1865, gestorben 24. Juli 1908